

Daheim

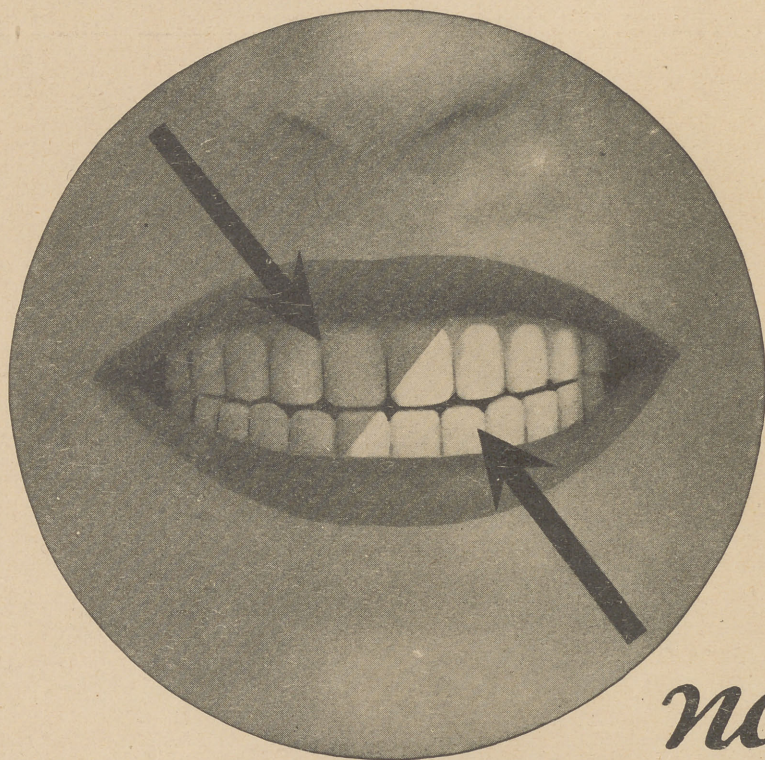


Lachender Junge ♦ Gemälde von Ludwig von Zumbusch

.....
Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Aannahme: Velhagen & Klasing's Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C 1, Hospitalstraße 27 ♦ Wöchentlich eine Nummer. Preis monatlich 2 G.-M., Einzelnummer 50 Pf., ^{zuzügl. ortsüblicher} Zustellungsgebühren

ODOL ★ ODOL ★ ODOL ★ ODOL

*VOR der Behandlung
mit Odol-Zahnpasta*



*nach
der Behandlung
mit Odol-Zahnpasta*

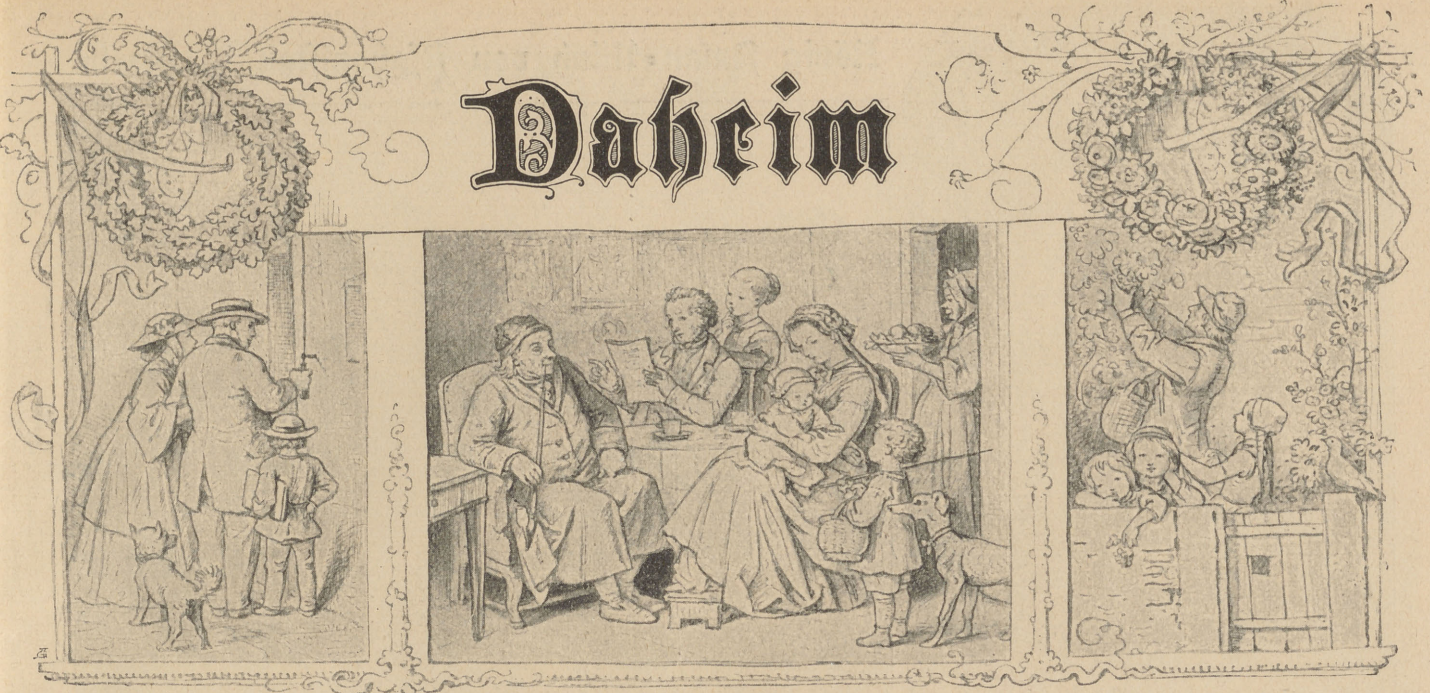
So wirkt



Odol-Zahnpasta!

ODOL ★ ODOL ★ ODOL ★ ODOL

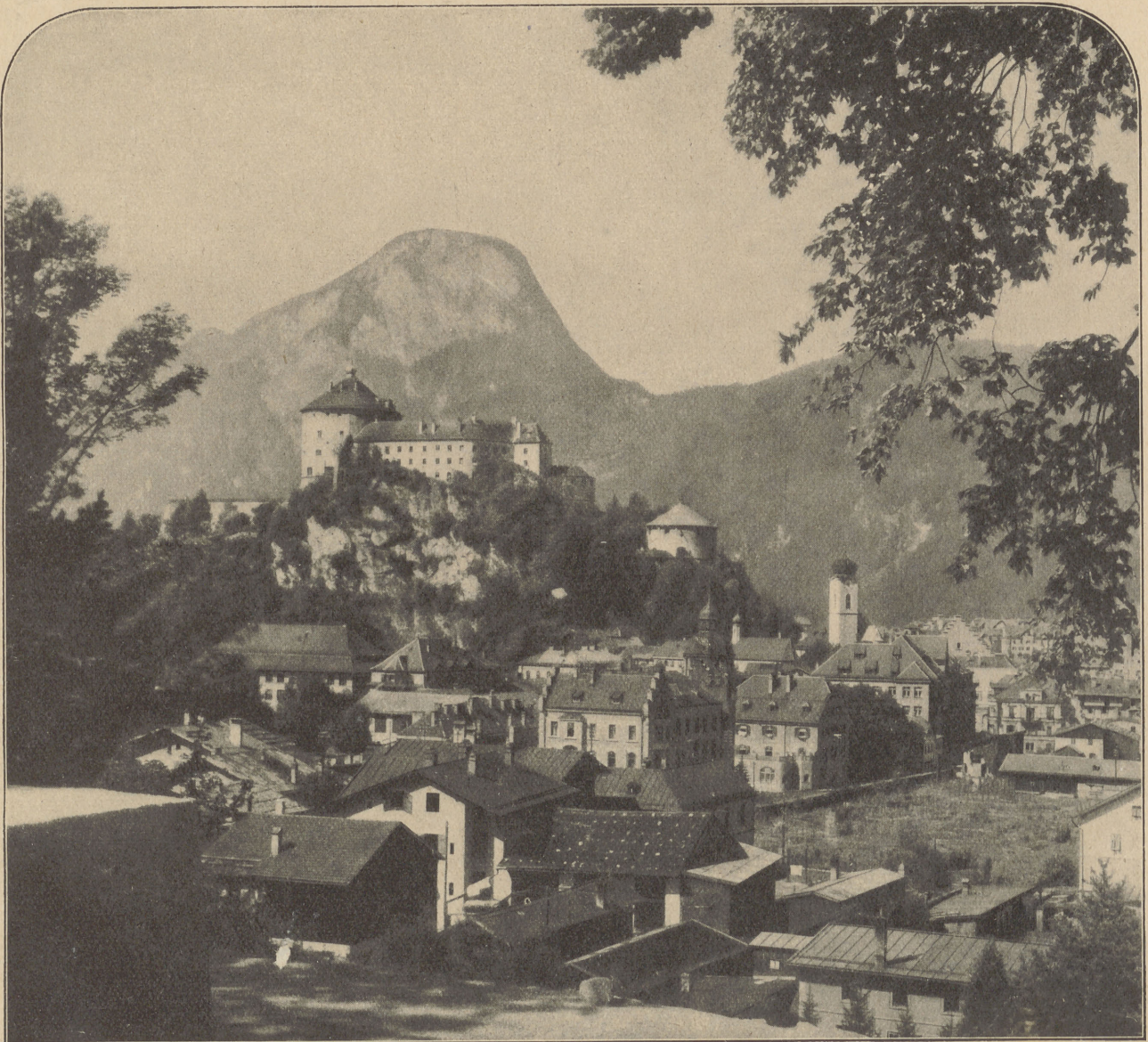
Dahrim



64. Jahrgang. Nr. 24

10. März 1928

Aus der Zeit für die Zeit

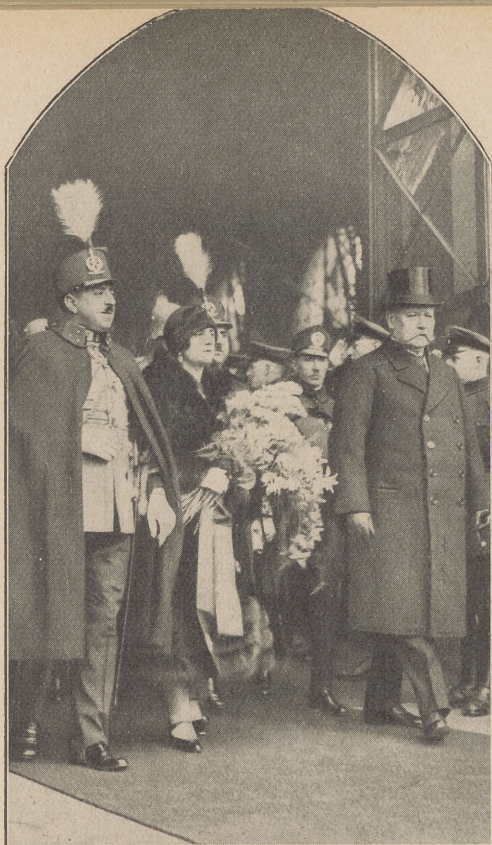


Burg Geroldseck als Tiroler Heldenmal.

Auf der Burg Geroldseck wird eine Riesenorgel errichtet, deren Klang an den nationalen Tiroler Feiertagen zum Gedenken an die Gefallenen des Weltkriegs auffordern soll. (W. Löhrich.)

Nachdruck verboten.

König Aman-Ullah von Afghanistan in Berlin.



Hindenburg verläßt mit dem afghanischen Königspaar den Lehrter Bahnhof.
(Horlemann.)



Bei der Truppenschau in Döberitz.
Königin Suraya (X) mit ihrer Schwester und der Schwester des Königs, in Begleitung der Ehrendame Freifrau von Richthofen. (P. Lamm.)



König und Königin auf dem Flughafengelände Tempelhof.
(Photothek.)



Das 700jährige Erding in Oberbayern.
Blick auf den Landsbuter Turm. (Photothek.)



Sonja Henie.
Die Olympiasiegerin zeigte im Berliner Sportpalast ihre Künste im Eislauf. (Photothek.)



Großadmiral von Roeder †.
(H. Bach.)

Ein Kaiser stirbt! Erinnerung an den 8. und 9. März vor vierzig Jahren.

Was läuten uns die Glocken, so traurig und so bang?
Was tönet durch die Lande wie dumpfer Grabgesang?
Woher in jedem Antlitz der gramgefüllte Zug?
Warum sogar der Himmel im dünnen Nebelzug? —
O, daß es eine Täuschung, das arger Wahn es wär,
Nicht diese schreckensvolle, doch wahrheitsreue Wår!
Vernehmet es, ihr Deutschen, vernimm's, du ganze Welt:
Entriß'n ward uns Wilhelm, der kaiserliche Held! —
(W. Grigner, zum 9. März 1888.)

Die zweite Märzwoche des Jahres 1888 versprach ein geselliges Ereignis in Berlin: die 500. Aufführung der Pantomime „Die lustigen Heidelberger“ im Zirkus Renz. Um dies heute verstehen zu können, muß man das Renommee und die große Popularität des Altmeisters der circensischen Kunst in Betracht ziehen, die Ernst Renz damals insbesondere in der deutschen Reichshauptstadt genoß. Kein Wunder, daß der Zirkus schon vor dem 8. März fast ausverkauft war und einer der berühmten Renzschen Galaabende in Aussicht stand. Die Habitués des Zirkus hatten bejehlossen, um dem Altmeister und seiner Künstlergarde eine Sonderfreude zu bereiten, mit Ehrenkränzen und Blumenpenden nicht zu geizen. Und so fuhr ich am Morgen des 8. März nach dem in der Karlstraße gelegenen Zirkus, um mit dem ältesten Sohne des alten Renz, Franz, Rücksprache wegen der Überreichung der Spenden am Abend zu nehmen. Ich traf ihn im Zirkus-Restaurant im ernstesten Gespräch mit dem damaligen Pächter dieses Betriebes, Lindemann. Und erfuhr zu meiner grenzenlosen Bestürzung, daß es um den alten Kaiser sehr schlecht stehen sollte und die Vorstellung bereits in Frage gestellt wäre. Die Nachricht kam um so niederschmetternder, als man wohl etwas von einer leichten Unpäßlichkeit des Kaisers vernommen hatte, aber von einer wirklichen Gefahr für das Leben des Monarchen nichts an die Öffentlichkeit gedrungen war.

Der alte Renz hatte natürlich seine Verbindungen, und so gelang es auf Umwegen, bestimmte Nachrichten aus dem Kaiserlichen Palais zu erhalten. Der Kaiser hatte am Mon-

tag (5. März) noch in großer geistiger Frische Vorträge gehört und Regierungsangelegenheiten erledigt. Doch am Nachmittag des folgenden Tages war ein Augenblick besorgnis-erregender Schwäche eingetreten und am Mittwoch morgen hatten die Kräfte ganz bedenklich abgenommen. Der Donnerstag ließ das Schlimmste befürchten. Und nun wurde auch unter der Hand bekannt, daß der Kaiser trotz des Verbotes seines Leibarztes von Lauer und in der gütigen Absicht, seinen Leibdiener nicht zu stören, ohne Hilfe in der Nacht vom 3. zum 4. März das Bett verlassen hatte, infolge körperlicher Schwäche umgefallen und kraslos auf dem Boden des Zimmers liegen geblieben wäre, wobei er sich die verhängnisvolle Erkältung zugezogen hätte. Als der Leibdiener den Kaiser auf dem Fußboden vorfand, äußerte der Monarch: „Sagen Sie Lauer nichts!“

Die Morgenblätter hatten sich auf die Meldung beschränkt, daß das Befinden des Kaisers Besorgnisse einflöße, aber mit der glücklichen und unglaublich widerstandsfähigen Natur des greisen Herrschers gerechnet werde, die schon so viele und schwere Prüfungen bestanden hätte. Im Zirkus beschloß man sich abwartend zu verhalten, obwohl eine Stimmung für die Vorstellung nicht mehr vorhanden war.

Ein Gang nach den „Linden“ bot nichts Außergewöhnliches, woran wohl auch der strömende Regen die Schuld tragen mochte. Aber gegen Abend änderte sich das Bild mit einem Schlage, weil die Abendblätter den Zustand des Kaisers als hoffnungslos bezeichneten. Als ich gegen 5 Uhr meine Schritte wieder nach den „Linden“ lenkte, waren alle dorthin führenden Straßen schwarz von Menschen und Regenschirmen, die „Linden“ selbst kaum noch passierbar. Über überall eine mustergültige Ruhe — die berittene Schutzmannschaft trat nur in Aktion, um hin und wieder Platz für Equipagen oder Droschken zu schaffen.

Eingekeilt in drangvoller Enge, durch und durch durchnäßt, harpte man der Meldungen. Und plötzlich — fama

crescit eundo — die Kunde: „Der Kaiser ist tot!“ Man vernahm das Läuten der Glocken des Doms und anderer Kirchen, sah die Purpurstandarte auf dem Dache des Palais niedergehen und entblößte erschüttert das Haupt. Dachte in der allgemeinen Aufregung nicht daran, daß die Kaiserliche Standarte allabendlich eingezogen wurde, daß die Glocken nur zum Gottesdienst riefen, um für die Genehung des Kaisers zu beten. Und daß die Extrablätter mit der verfrühten Todesnachricht auf einer Mystifikation beruhten.

Da — ein berittener Schutzmann, der laut verkündet: „Der Kaiser ist nicht tot, er lebt!“

„Aber die Extrablätter?“ wird ihm entgegengehalten.

„s Schwindel!“ lautet die lakonische Erwiderung.

Und jetzt wird bekannt, daß ein am Kaiserlichen Palais in der Behrenstraße angeheftetes Bulletin der Leibärzte von Lauer und Dr. Leuthold die Todesnachricht dementiert. Immer wieder und wieder erklären auch die Schutzleute: „Der Kaiser lebt!“

Unter diesen Umständen, und weil die Verabredungen einmal getroffen waren, holte ich die für den Zirkus bestimmten Kranz- und Blumenpenden ab. An der Ecke der Leipziger und Friedrichstraße geriet der Wagen in einen Auflauf. Wir konnten weder vor- noch rückwärts. Den Mittelpunkt des Gedränges bildeten zwei Generalstabsoffiziere, von denen der eine, eines der Extrablätter in der Hand, laut rief: „Es ist eine ungeheure Lüge, der Kaiser lebt, ich komme soeben aus dem Palais!“

Berittene Schutzleute säuberten die Straße von der erregten Menge, so daß ich endlich durch die Wilhelm- und Luisenstraße nach der Karlstraße gelangen konnte. Der Zirkus erstrahlte, wie immer, im hellsten Lichte, und mit mir trafen zwei Garde dragonsoffiziere ein, die bekundeten, daß sie ausdrücklich zur Vorstellung befohlen worden waren und die letzten Nachrichten günstiger lauteten.

Der Zirkus blieb jedoch halb leer und es kam nur zu einer kurzen Feier in der Manege nach der 500. Aufführung der Pantomime „Die lustigen Heidelberger“, die trotz des Jubiläums so unlustig, so bedrückend, unter Todeschatten verlief.

Als ich gegen Mitternacht noch einmal nach dem Palais eilte, hatten sich die gewaltigen Menschenmassen verlaufen, man zählte nur noch Duzende. Kein Stern funkelte am Himmel, nichts war zu sehen von dem „kleinen Licht, das die Nacht regiert“, unaufhörlich strömte der Regen herab, ein düsterer Nebelschleier umhüllte das Kaiserhaus und seine Umgebung — es war, als hätte die Natur selbst sich in Trauer gehüllt über das, was sich innerhalb jener Mauern abspielte, wo schon nach wenigen Stunden die gefürchtete Katastrophe eintreten sollte — — —

Im nahen Café Bauer war kaum ein Platz zu erlangen, denn hier hatte die in- und ausländische Presse ihr Quartier aufgeschlagen und man hörte nur immer die eine Frage: „Haben Sie etwas Neues vernommen?“

So endete der ereignisreiche 8. März 1888, der alle Herzen mit Bangen erfüllte.

Am Morgen des 9. März schien sich das Wetter aufklären zu wollen. Als ich kurz vor 8 Uhr die „Linden“ erreichte, zählte die Menge schon wieder nach Tausenden und harrete mit Spannung auf Nachrichten über das Befinden des Kaisers. Die nördliche Lindenstraße war mit langen Wagenreihen besetzt, deren ausgestiegene Insassen, meistens dem Offiziers- und besseren Bürgerstande angehörig, am Bord der Linden-Promenade standen. Bestimmte Nachrichten waren nicht zu erhalten, die Schutzleute zuckten die Achseln. Gegen 8½ Uhr ein auffälliges Kommen und Gehen im Palais. Eine Hofkutsche fährt vor — Prinz Georg von Preußen. Und man erblickt den bekannten Depeschenreiter auf seinem hohen braunen Pferde. Plötzlich tritt eine Schutzmannscolonne unter dem Befehl eines Polizeihauptmanns in Tätigkeit und drängt uns bis zum Niederländischen Palais zurück. Und schon öffnet sich das Mittelportal und ein General erscheint tiefernt auf der Rampe. Er tritt an die Brüstung, wir durchbrechen den Rordon und eilen zu ihm hin. Tonlos kommen die Worte über seine Lippen: „Unser Kaiser hat die Augen zum ewigen Schlummer geschlossen!“

Der Patriarch auf dem Kaiserthron, der Senior der regierenden Fürsten, war zu seinen Vätern berufen worden. J. Baumann.

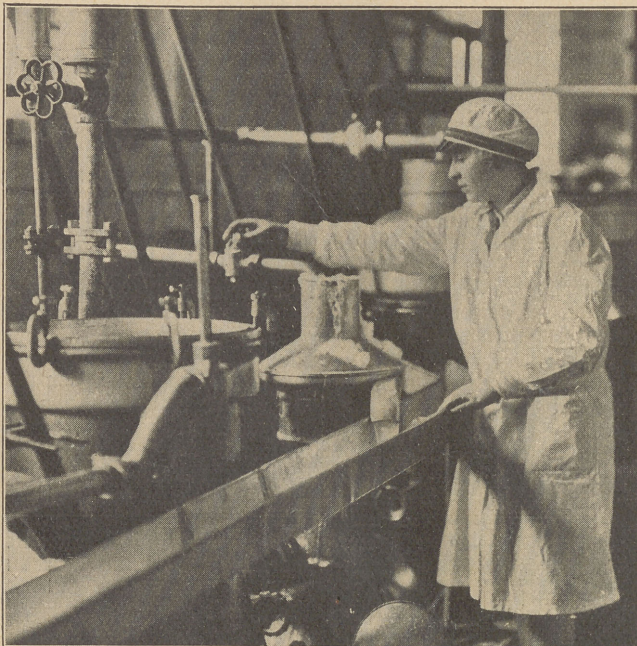
Die Frau in der Milchwirtschaft. Von Helene Wend.

Mit sechs Abbildungen nach Aufnahmen von Cläre Sonderhoff, Berlin.

Wie wenig weiß man im allgemeinen von dem wichtigsten Nahrungsmittel, der Milch. Die Hausfrau verwendet sie mit selbstverständlicher Regelmäßigkeit täglich im Haushalt. Erwachsene und Kinder schätzen und genießen sie als Getränk und in Form von süßen Speisen, als Butter, Sauer- und Käse, aber niemand denkt tiefer über das Wunder ihrer Entstehung, über die technischen Vorgänge der allen Ansprüchen der Hygiene gerecht werdenden Milchbehandlung nach, die ein hohes Maß von Wissen und Können voraussetzt. Wer kennt außer dem sinnfälligen Vorgang des schnellen Sauerwerdens bei Gewitterluft die geheimnisvollen Einflüsse der Natur, die sich der Milch mitteilen und sie zu dem äußerst empfindlichen Produkt machen? Milch ist lebendiges Erbgut. Es entströmt den Quellen, die von Kräften der Sonne und des Regens, von Früchten der Weide und des Ackers gespeist werden. Milch ist umgewandeltes Blut, das als neue stärkende Flüssigkeit dem Menschen zugutekommt. Wie verschieden die Milch je nach Art der Fütterung, des Temperaments der Kühe und der klimatischen Verhältnisse ist, nimmt am deutlichsten der Mensch wahr, dessen Beruf es ist, ihrem Wesen gerecht zu werden und sie einwandfrei in den Handel zu bringen. Wer wäre besser geeignet als die Frau, einen so feinorganisierten Stoff pfleglich zu behandeln? Und doch sind es noch in der Hauptsache Männer, die mit ihm umgehen, die sich zwischen den Maschinen der Molkereien bewegen und den Umwandlungsprozeß der Milch überwachen. Aber auch die Frau

hat den Ehrgeiz, die Milchwirtschaft gründlichst zu erlernen und sowohl sachlich und korrekt die Milch zu bearbeiten als ihre Eigenart und ihren kosmischen Zusammenhang mit den Geheimnissen der Natur zu erfühlen. Der Kaiser muß geradezu ein Künstler sein. Er muß Witterung und Fingerspitzengefühl dafür haben, wie die Milch jeweilig zu behandeln ist, damit sie ihm nicht unter der Hand davonläuft oder ihm Tücken bereitet, mit denen er nicht gerechnet hat.

Nicht ohne Grund wird die Milch in den milchwirtschaftlichen Lehr- und Versuchsanstalten genau geprüft und analysiert. Schüler und Schülerinnen sollen wissen, wie sie den Stoff, mit dem sie zu tun haben, in seinem Gehalt und Wesen erkennen können. Es gehört zur Freude am Beruf, das Material, das man liebevoll behandeln und zum Besten der Volksgesundheit verwerten soll, in seinen Eigenschaften zutiefst zu verstehen. Der theoretische Lehrplan der Milchwirtschaftlichen Versuch- und Lehranstalt der Landwirtschaftskammer für die Provinz Brandenburg in Oranienburg, aus der die Bilder stammen, umfaßt daher auch die Einführung in Chemie und Physik der Milchwirtschaft, in Milchbakteriologie, Milchgewinnung, Milchbehandlung und Milchverarbeitung. Die Unterrichtsstunden sowie die gesamte Ausbildung stellen an Frauen und Männer die gleichen Anforderungen. In Preußen ist die Berufsausbildung nach Verordnungen des Landwirtschaftsministeriums geregelt. Die Molkereischülerinnen haben zunächst eine dreijährige Lehr-

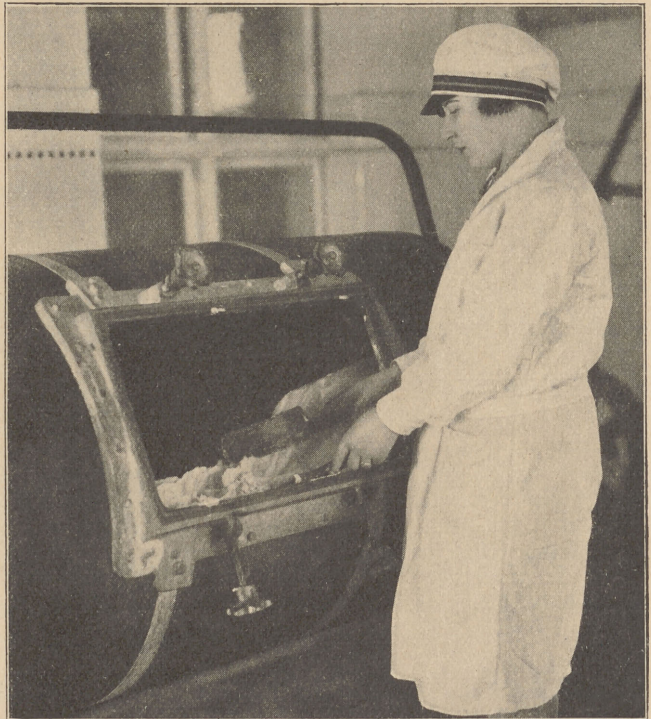


Die Reinigungszentrifuge wird reguliert.



Füllen und Verschließen der Vollmilchflaschen.

den Butterraum, wo sie im Rahmreifer erst durch mit Sole gefüllte Rohrleitung abgekühlt, dann gesäubert und im Butterfertiger verbuttert wird. Die Vollmilch fließt aus der Reinigungszentrifuge durch den Vorwärmer in den Dauerpasteurisierungsapparat, in dem sie eine halbe Stunde lang auf nicht mehr als 63 Grad und nicht weniger als 60 Grad erhitzt und keimfrei gemacht wird. Dann rieselt sie an der breiten Wand des Kühlapparats entlang über die mit Wasser und Sole gefüllten Kühlröhren und wird im Flaschenkeller in sauber gespülte Flaschen gefüllt und verschlossen.



Im Butterfertiger entsteht aus dem Rahm die Butter.

Aus dem Butterfertiger wandert die Butter zum Schluß in den sehr einfach konstruierten Apparat, der Halbpfund-Pakete formt. Flinker Hände umhüllen die fertigen Stücke mit Pergamentpapier, und verkaufsbereit werden sie an die Verkaufsstellen geliefert.

Im Keller nehmen große Käsewannen die zu verkäufende Milch auf. Es werden Süßmilch- (Lab-) oder Sauermilchkäse hergestellt. Je nach dem Fettgehalt der Milch entstehen Vollfett-, Halbfett- oder auch Magerkäse. Die durch Lab oder

durch Säuerung gedickte Milch (Bruch bzw. Quark) wird zerschnitten, zerkleinert, die Molke abgeschöpft und die zurückbleibende Masse in Formen gebracht. Es ist ein langer Weg über das Salzen, Wenden, Streichen und Reifenlassen bis zum fertigen Käse. Je nach der Käsesorte dauert es Wochen und Monate, bis der Käse genußfertig ist.

Auch Joghurt wird in der Lehmolkerei hergestellt. Ein reichausgestattetes Laboratorium ist mit dem Institut verbunden, in dem Untersuchungen der Milch und anderer Nahrungsmittel, sowie wissen-

zeit in der Praxis durchzumachen. Für die verlangte Schulbildung besteht die Vorschrift, daß zum mindesten erfolgreicher Volksschulbesuch und bester Leumund nachgewiesen werden muß. Die bestandene Lehrlingsprüfung berechtigt zur Annahme einer Gehilfenstellung im Molkereifach. Um Betriebsleiter werden zu können, absolviert man nach weiterer dreieinhalbjähriger Praxis als Gehilfe einen halbjährigen Ausbildungskursus an einem milchwirtschaftlichen Institut der Landwirtschaftskammern und erhält dann nach bestandener Prüfung die Anerkennung zur Übernahme der technischen und kaufmännischen Leitung eines Molkereibetriebes. Derartige leitende Posten sind noch nicht zahlreich zu vergeben. Frauen werden vorerst selten in die Lage kommen, leitende Stellungen im Molkereibetrieb zu erhalten, es sei denn, daß sie ihre Kenntnisse im väterlichen oder im eigenen Besitz verwerten können. Der milchwirtschaftliche Beruf wird überhaupt niemals Massenberuf werden, um so mehr wird er immer Qualitätsberuf sein und bleiben. Die Anwartschaft auf den Milchwirtschaftsberuf ist trotzdem groß, so daß eine wertvolle Auslese unter den Besten stattfinden kann. Frauen bewähren sich durchaus in dem körperlich nicht leichten Beruf. Kräftige Gesundheit, Interesse an der Arbeit, Intelligenz sind Vorbedingungen für den Erfolg. — Die durch Elektrizität oder Dampfkesselanlage betriebenen Maschinen einer Molkerei sind beständig unter Aufsicht zu halten und mit Betriebsstoff zu füttern. Ist die Milch in der Morgenfrühe von den Gütern angefahren oder abgeholt worden, so wird sie aus den großen Kannen in das 250 Liter fassende Sammelbecken der Hollenderschen Neigungswage geschüttet und gewogen. Aus dem Bassin wird sie in die Reinigungszentrifuge geleitet. Der Separator trennt die Sahne von der Milch, die Magermilch fließt in den Käsefeller. Eine Drehschneckenpumpe treibt die Sahne in

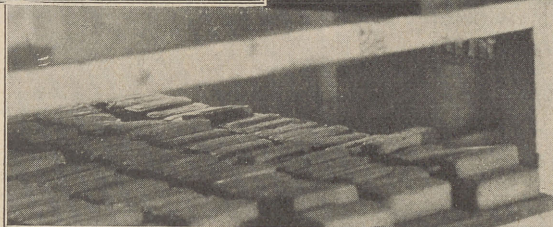


Formen der Butter zu Halbpfund-Paketen.



Käsebruch muß in Beutel ablaufen.

schaffliche Versuche ausgeführt werden. Alle mit der Lehrmolkerei verbundenen praktischen Fertigkeiten lernen die Frauen in systematischer Ausbildung. Eine Milchwirtschaftlerin, die die vorgeschriebene gründliche Berufsausbildung genossen hat, weiß rationeller mit dem



Der lagerreife Käse wird in Pergamentpapier eingepackt.



sensiblen Stoff, der Milch, umzugehen als eine Meierin, die sich etwa nur nebenbei als Ramsell im landwirtschaftlichen Haushalt die milchwirtschaftlichen Elementarkenntnisse angeeignet hat. Seit die Milchwirtschaft mehr und mehr von den Gütern in die Molkereien verlegt wird, werden an den Beruf der Milchwirtschaftlerin erhöhte Anforderungen gestellt.

Aus Lust und Liebe zum Beruf wird sich bei der gesunden Molkereischülerin auch Kraft und Kenntnis entwickeln, die für jeden wirtschaftlichen Frauenberuf vorausgesetzt werden müssen.

Wie der Mensch verdampft. Von Th. Kühlein.

Überall, wo gearbeitet wird, entsteht Wärme. Der Bohrer, der sich in die Stahlplatte hineinbohrt, wird warm, weil sich ein Teil der mechanischen Arbeit bei der Drehung in Wärme verwandelt. Die Lager einer Maschine laufen sich heiß, weil durch die Reibung der Lagerteile gegeneinander die Energie des Schwungrades teils in Wärme umgesetzt wird. Welche Arbeitsvorgänge wir auch aus dem täglichen Leben heranziehen mögen, immer sind sie von einer Wärmebildung begleitet. Und in der belebten Welt können wir das gleiche beobachten: das Freiwerden von Wärme, wenn der Organismus arbeitet. Arbeit wird aber ständig geleistet, ob bewußt oder unbewußt: sei es, daß unsere Hand ein Stück Holz zersägt oder unser Geist an einem Problem arbeitet, sei es, daß unser Herz das Blut durch die Adern pumpt oder unsere Lungen den Sauerstofftransport bewerkstelligen oder unser Magen die aufgenommene Nahrung verdaut. Durch die genannten unbewußten Vorgänge in unserem Körper wird unsere Temperatur dauernd auf derselben Höhe gehalten (37° C), und es ist bekannt, daß es uns bei angestrengter Arbeit „warm“ wird. Man hat an Tieren diese gebildete Wärme zu messen versucht und tatsächlich festgestellt, daß z. B. die Temperatur des Wassers schon nach kurzer Zeit um einige Grade gestiegen ist, wenn man in ein gegen Wärmeabgabe geschütztes Gefäß einige Frösche setzt.

Unser Körper, der einen ausgezeichneten Sinn für Wärmeempfindung hat, zeigt jedes Uebermaß von Wärme sofort an, gleichwie das Thermometer in unserem Zimmer. In einem überhitzten Raum können wir die Heizung abstellen oder die Fenster öffnen; den menschlichen Ofen vermögen wir nicht abzustellen, wohl aber die Fenster des Körpers zu öffnen. Wir sind in raschem Schritt mit einem schweren Koffer zum Bahnhof gelaufen unser Körper hat dabei soviel Arbeit geleistet, soviel Wärme erzeugt, daß er den Überschuß schleunigst abgeben muß. Wie der Dampfkessel ein Zuviel an Dampf durch die Ventile ausstößt, um nicht zu explodieren, so auch wir! Wir machen schnelle und tiefe Atemzüge, damit möglichst viel Dampf durch die Lungen entfernt wird; die Poren öffnen sich, wir schwitzen in Strömen. Der Hund läßt im Sommer seine Zunge, die feucht von Speichel ist, heraushängen, damit an ihrer Oberfläche reichlich Wasser verdunstet. Wasserverdunstung bedeutet also Wärmeabgabe. Wenn man einen Liter Wasser verdampfen will, so braucht man dafür 600 Kalorien, und umgekehrt hat unser Körper 600 Kalorien verloren, wenn er einen Liter Wasser in Dampfform abgegeben hat.

Daß der Körper tatsächlich, selbst im Zustand der „Ruhe“, Wasser verdampft, hat man durch den Versuch nachweisen können. Die Drüsen, die die Flüssigkeit absondern, haben nämlich die Eigenschaft, elektrischen Strom zu erzeugen, wenn sie arbeiten. Legt man daher dem Menschen an zwei Körperstellen zwei Elektroden an und schaltet in den Stromkreis ein Galvanometer, so kann man an den Ausschlägen des Galvanometers beobachten, wie die Drüsen mehr oder weniger arbeiten, d. h. wie der Körper ständig Wasser abgibt, auch wenn die Haut völlig trocken erscheint. Bei angestrengter Arbeit ist der Nachweis der Wasserabgabe selbstverständlich noch viel sinnfälliger. Überraschend war das Ergebnis, bei Fußballspielern nach einstündigem Spiel einen Gewichtsverlust von mehreren Pfund feststellen zu können, und ein Marathonläufer soll in drei Stunden achteinhalb Pfund seines Körpergewichts verloren haben. Genaue Wägungen haben ergeben, daß wir sogar im Bett „abmagern“ und jeden Morgen um einige Gramm leichter aufstehen, als wir uns niedergelegt haben. Wenn wir fasten könnten, wäre dies gewiß die einfachste Entfettungskur. Tiere, die längere Zeit ohne Nahrungsaufnahme bestehen können, haben von dieser „Kur“ erfolgreich Gebrauch gemacht. Bei Würmern hat man eine Gewichtsabnahme bis auf den dreihundertsten Teil ihres Anfangsgewichtes feststellen können. Der Mensch kann das nicht, einmal weil er die Nahrungszufuhr nicht entbehren kann, und dann, weil durch die mangelnde Ausscheidung Schlacken in unserem Körper zurückbleiben, die ihn vergiften.

Durch Wasser also löst der Mensch jede Überhitzung seines Körpers, aber nicht indem er es trinkt, sondern es abgibt. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß man im Sommer noch mehr schwitzt, wenn man seinen Durst durch rasches und vieles Trinken zu stillen sucht; und eine Tasse heißen Tees nimmt uns fünfzigmal mehr Hitze, als sie uns zugeführt hat. Unsere Körper kann besser auf den Wassergenuß verzichten als auf Wasserabgabe. Natürlich müssen Einnahmen und Ausgaben in einem harmonischen Verhältnis stehen; wenn aber die Verdampfung unterbunden ist, dann ist die Folge der Tod. In jedem Augenblick wird der Wunsch Hamlets an unserem Körper zur Wirklichkeit:

„D schmelze doch dich allzu feste Fleisch,
Zerging' und löst' in einen Tau sich auf!“

Und unaufhörlich vollzieht sich in uns in stetem Kreislauf die Ausscheidung verbrauchter und abgestorbener Bestandteile und der Ersatz und Aufbau neuer Körpersubstanz — das ewige „Stirb und werde!“

Die Waisenkinder von Bötelfür

Roman von Marie Diers

9.

Erich Rad kam gar nicht dazu, wegen des Herumschlitterns auf dem Eis zu schelten. Dafür hätte Lise jetzt nicht den kleinsten Sinn gehabt. Was für einen Vormittag hatte sie durchgemacht!

Dann war sie zur Stadt hinuntergelaufen. Sie war schon verrückt vom Denken: ob's Johann wäre? oder — Ale? Oder die Lebahns? Ja, die am ersten. Aber die hatten sich doch solange brav gehalten. Am liebsten wollte sie, es wäre Emil Ludwig. Wulf kam doch auch nicht in Betracht. Andreas auch nicht. Die Kleinen erst recht nicht. Die Mädchen? Ach, wer kann wissen?

Also gut, sie rannte hinunter. „Ich möchte Herrn Rektor sprechen.“ Fliegender Bericht an Winnagel. Der geht mit ihr in die Klasse. „Vortreten: Johann Wagner, Ulrich Wendt, Joachim und Bernhard Lebahn, Emil Ludwig, Wulf von Schröder.“ Allen werden die Taschen nachgeföhlt, die Taschen ausgezogen, stehen mit roten Köpfen. Eisenmutter mit noch röterem. Nichts gefunden. „Wegtreten.“

„Vortreten: Marie Lammers, Frieda Franke, Karoline Wachsmuth, Wilhelmine Frühfahrt, Helene Lemp —“ dieselbe Sache. Schreckliche Sache. Nichts. „Wegtreten.“

Lise geht nach oben, so klug wie zuvor. Das Denken fängt wie ein Räderwerk von vorn an.

„Jetzt ist der, der es hat, ein Slusuhr ohnegleichen. Nicht mal mehr dumm dabei. Versteht sich drauf.“

Was soll man sagen? Dem Doktor kommt die Geschichte zupaf. Das Schicksal spielt ihm die beste Karte selbst in die Hand. Nun liegt's so leicht für ihn.

„Siehst du, Lising! Häng' dein Herz nicht zu toll an die Gören. Es sind doch fremde immerhin. Kannst für keins gutsagen. Weißt doch nicht, was drinsteht.“

„Ach was, laß mich.“ Die einzige Antwort.

Die Tränen gehen schon wieder. Was hat sie gesucht, was hat sie gegrübelt! Der Kopf ist ihr reinweg entzwei davon.

„Ach laß du doch man. Du kennst sie ja gar nicht. Vor dir ist der dämliche Emil genau so gut wie Ale Wendt.“

„Du bist albern,“ sagt er. Jetzt wird er böse. Auch noch vor den Kopf gestoßen kriegen, wenn man ihr beistehen will. Herrgott, was ist's schwer mit solchem Balg umzugehen!

„Und nun läßt du sie noch aufs Eis?“

„Warum soll ich sie nicht aufs Eis lassen? Wer es hat, wird's da nicht los, und die anderen können nichts dazu. Aber wer hat's, wer hat's? Ach, wer hat's bloß?“ Und sie weint in ihrer Angst und Not bitterlich, daß es ihm durchs Herz geht.

„Alles ist wie vergiftet,“ schluchzt sie. „An keinen kann ich mehr denken ohne schlechten Nebengedanken! Ach, ich weiß nicht, ich weiß nicht —“

Nun war der rechte Zeitpunkt. Er fing an, und gleich nach den ersten Worten ging seine Rede in Sturmschritt über.

„Alles ist vergiftet. Das wirst du noch öfter sagen. Du überschätest die ganzen Kinder. Du machst dir was zurecht, was gar nicht da ist. Wenn du erst meine Frau bist, hör' gottlob! der ganze Dreck auf. Dann brauchst du dich um Diebsgesindel nicht mehr entzweizuheulen. Dann denkst du nur an mich, und unsere Kinder stripfen dir keine Geldstücke weg. Also laß das Ganze hier beiseite. Ich habe schon vorgearbeitet, ich habe schon eine neue Waisennutter, die kann sich mit den Gören abärgern, die kann —“

Ein herannahendes Gebrüll und Gezeter, ein Krachen gegen die Tür, als würde sich ein kleiner Leib dagegen. Jetzt verständliche Worte. „Lisingmutter, maß up, ich heß wat, ich heß wat!“

Sie war schon an der Tür. Einer von den Dreikäse-hohen, dahinter ein anderer, schreiend, heulend: „Is nich wahr! Is nich wahr! Ich heß man bloß —“ Noch weiter dahinter, sinnlos ins Blaue schreiend ein winzig Dirnchen, das den Jungens nachstolpert.

„Stöfing, was hast du da?“

„Herrgott, das Goldstück! Das leibhaftige Goldstück in der Dreckpote!“ Sie hat's, sie hat's in der Hand. Ist's ein Traum? „Wo hast du das her, Stöfing?“ Der Ton soll streng sein — ach, voll Jubel ist er —

„Frik hat's in sien Hol' —“

„Frik —“

Der Mollsche Jung ist heran. Das heißt, er bleibt ein Stückchen vorher stehen. So sieht, ja so sieht das böse Rindergewissen aus —

„Frik Moll, heßt du dat stahlen?“

Er nickt. Die Mundwinkel sind herunter. Gleich geht's los.

„Worum heßt du dat stahlen?“

„Dat is doch Geld,“ maunzte der Jung. „Geld möt 'n doch stählen.“

„So, het dat dien Mudder seggt?“

„Jo, Mudding seggt dat immer —“

Die Mundwinkel sind ganz herunter. Jetzt geht's los. Gott steh uns bei! Eine Lunge hat der Kerl —

Stöfing dreht sich um. Wieting ist jetzt angelangt. Er faßt sie. Ins Gebrüll hinein schmettert sein helles Stimmchen: „An! Mudding seggt, wenn wie wat stählen, denn kumm' wi an Galgen. Frik kumm' nu woll an Galgen?“

Lise, mit dem Goldstück in der zusammengepreßten Faust, wandte sich herum. Ihr Glück war so groß, daß sie sich nicht halten konnte. Mit ausgebreiteten Armen warf sie sich ihrem Bräutigam an die Brust.

„Siehst du woll! Und du redst von vergiftet. Und du redst von Diebsgesindel und von Weggehn und von anderer Frau hier oben redst du auch. Ach, oll Jung, wat büßt du 'n Klagunaker! Der lütte Frik, der weiß doch noch nichts von ab, bei solcher Hex' von Mutter. Den krieg' ich woll fix zurecht. Wat heßt du mi 'ne Angst injagt mit dien Gered'. Ach, ich freu mi jo, ich freu mi jo so dumm, so unsagbar dumm! Nee, was is dat allens schön!“

Also das war nichts. — Du mußt mich hören stärker beschwören —

Diesmal geht er unverrichteter Sache wieder hinunter. Mache mal einer etwas bei diesem unvernünftigen Jubel —

Es hat also keinen Sinn, auf irgendwelche Vorgänge zu fußen, die sich im Waisenhaus abspielen. Darauf ist ja kein Verlaß, das kann gerade so gut ins Gegenteil umschlagen. Es heißt jetzt, unabhängig von irgendwelchen Ereignissen und Gefühlen mit ihr sprechen. Aber ernst und ohne die geringste Nachgiebigkeit. Auch ohne selber innerlich schwach zu werden, einerlei, ob sie weint oder ob sie lacht.

Die Sache ist jetzt oberreif. Sie muß sich einfach fügen. Ihre Kindereien müssen zu Ende sein. Hier heißt's: Biegen oder brechen.

Er ist ja sonst als ziemlich rücksichtsloser Bursche bei den Menschen bekannt. Er hat noch immer durchgesehen, was er wollte. Ach, er kriegt auch dieses durch. Es ist ja gar nicht Schwäche gegen sie, sondern vielmehr gegen sich selbst. Gegen die eigenen Gefühle, Weichlichkeit gegen Schmerzbereiten. Die Schmerzen werden bald vorüber sein, wenn sie erst Hausfrau im Eigenen ist.

Jetzt also unwiderruflich zur Entscheidung! Es ist ja schon beinahe ein Komödien spielen. Er macht sich vor sich selbst zum Narren. Immerfort kommt er mit dem Entschluß zur Aussprache herauf, und jedesmal geht er unverrichteter Sache den Weg hinunter. Das muß jetzt ein Ende haben, komme, was da wolle! So schlapp und entschlußlos ist er auch noch niemals gewesen, solange er denken kann.

Er fragt sich in einer kurzen, rasenden Sekunde: „Hab' ich etwa Angst? Angst davor, daß sie sagen könnte: Wenn du mich vor die Wahl stellst, wähle ich —“

Nein! Weg mit solcher Gedankenqualerei. Es ist ruchlos, das nur durch den Sinn streichen zu lassen. Da wäre dann ja gar keine Liebe da. — Nein, weg damit!

Der schöne Schnee war fort. Sehr schnell war Tauwetter eingetreten, die Herrlichkeit in der Natur hatte ihm nicht geholfen, vielleicht ging es bei dem Matsch besser. Aber nur sich nicht an irgendwelche äußeren Zeichen klammern! Das auch noch: abergläubisch werden!

Im Tor begegnete ihm eine Dame, die sehr auffallend gekleidet war. Federhut, gekürzte Taille, ausgedaute Hinterfront. Im kurzen Pelzjäckchen. An ihrem Arm das

rothhaarige, augenflirrende Friedchen Franke, die ihn mit herausforderndem Lächeln grüßte. „So,“ dachte er, „Friedchen Franke in älterer Auflage.“ Weiter berührte es ihn nicht.

Aber er fand Lise noch in Aufregung über den Besuch. „Bist du ihr nicht begegnet? Die Försterin Franke war es. Nun ist mir manches klar.“

Ach, er hatte keine Lust, über die Försterin und ihre Tochter zu reden. Als Lise, seine Abwehr nicht bemerkend, über den Besuch weiter sprach, ergriff ihn eine Bitterkeit. „Sie versteht mich nie!“ dachte er. „Sie gibt sich gar keine Mühe, zu enträtseln, was ich will und meine. Sie hat nur ihre Waisenhausgeschichten im Kopf —“

Er sezte sich, blaß geworden.

Es war im großen Eßraum, denn da hatte er sie gefunden. Der lange Tisch stand da und die Stuhlreihen, das saubere Wachtuch, schon wieder waren Teller für das Mittag aufgesetzt, obwohl es noch nicht zwölf war. Alles machte ihn nüchtern, fad, traurig.

Während sie mit Eifer sprach, hatte sich der entseßliche Gedanke, den er vorhin empört fortgestoßen hatte, wieder in seinem Kopf ausgerichtet und stand da wie ein graues Gespenst. — Ob ihre Liebe die Probe aushält?

Was Lise sagte, war folgendes: Sie stellte fest, daß man sich bei solcher Mutter nicht über die Tochter wundern könne. Da habe sie dies kokette Wesen schon mit der Muttermilch eingesogen. Was der Förster wohl für ein Mann gewesen sei. Der habe gewiß mit dieser Frau ein schreckliches Dasein gehabt. Vielleicht sei er gern gefallen, um aus dieser Ehe fortzukommen. Diese Frau habe ja keinen einzigen reinen und natürlichen Gedanken in ihrem Kopf. Die habe Hintergedanken bei jedem Satz, den sie spreche. — Ja, rief sie eifrig, es möge ganz lächerlich klingen, aber jetzt fange das Mädchen an, ihr leid zu tun. Die sei vielleicht schlimmer dran als Marga Herzpringe. Sie trage ja ein verfaultes Herz in sich herum. Mit dem Körper doktore man, aber die arme Seele lasse man einfach verkommen. Sie wolle doch jetzt einmal sehen, ob Friedchen nicht auf bessere Gedanken zu bringen sei. Ein mannstolles Mädchen sei ja das Entseßlichste und Widerwärtigste, das sich denken lasse, und selbst von den genasführten Männern werde es im Grunde verachtet. Sie wolle sich jetzt einmal recht daransetzen, ihr mehr weiblichen Stolz beizubringen.

Doktor Rask hörte zu seiner Qual jedes Wort. Er wollte gar nicht zuhören, denn was ging ihn das Mädchen Franke und seine oberflächliche Mutter an, aber ob er wollte oder nicht, er mußte mit gespitzten Ohren jedes ihrer Worte auffangen, sich unter ihren eifrigen Darlegungen bis zur Tollheit quälen.

Er riß sich zusammen. Nun war es übergenug.

„Lise,“ sagte er schwer ernst. „Ich bin in einer ganz anderen Sache hier. Aufrichtig gesprochen, geht mich das alles gar nichts an, und dich auch nicht mehr. Wir sind bisher dieser Frage beständig ausgewichen, wir beide sind darin wohl gleichermaßen schuldig. Jetzt muß es klarwerden.“

„Ja?“ sagte sie halb fragend. „Klar? Was ist da noch klarzumachen? Wir heiraten im Frühjahr doch. Mutter und Fiefen nähren meine Ausstattung, weil ich doch so wenig Zeit habe.“

„Es handelt sich nicht um die Ausstattung,“ sagte er rauh. „Du weißt, daß deine Hochzeit auch endgültig deine Waisennuttertätigkeit abschließt.“

„Nein, warum?“ fragte sie.

„Warum? Weil die Frau nur dem Manne gehört und keiner fremden Kinderschar.“

Lise hatte sich auf einen der halb herumgedrehten Eßtischstühle gesetzt. Sie legte ihren Arm auf die Lehne des Nachbarestuhls, ihr Kinn darauf und machte schelmische Augen. „Denkst du, alter Tyrann, ich weiß nicht schon lange, daß du sowas vorhast? Ihr Mannsbilder denkt immer, ihr seid wie zugeschlossene Schränke für uns. Das seid ihr auch wohl, bloß die Schränke haben Glastüren.“

Er machte sich hart gegen ihr helles Lächeln. „Wenn du es schon weißt,“ sagte er, „wirßt du dich an den Gedanken bereits gewöhnt haben.“

„Ach nein,“ sagte sie und schüttelte den Kopf. „An solchen Unfug gewöhnt man sich doch nicht.“

Er fuhr auf. „Lise — es ist kein Spaß!“

Sie sah ihn noch mit ihrem hellen Antlitz an.

„Schäding, wie denkst du dir denn das, daß ich hier wegsoll, huckepuke, als wenn man einen schmutzigen Eimer ausgießt?“

„Lise — nimm meinen Willen nicht leicht. Ich sage dir eins: Ich gehe nicht davon ab. Kennst du das Sprichwort: Biegen oder brechen? Danach handle ich. Sage dir im voraus, meine liebe Dirn, daß dein Widerspruch dir gar nichts nützt. Ob du dagegen anlächst oder weinst, ändert nichts daran. Ich weiß, was ich will, Lising. Merk' dir das. Halte keine dumme Reden. Du gießt keinen schmutzigen Eimer aus, das ist Dröhn. Du nimmst Abschied von einer Tätigkeit, die sich für eine ledige und auch ältere Person wohl paßt, nun und niemals für eine jung verheiratete Doktorfrau.“

Das helle Lächeln war aus ihrem Gesicht gewichen, ihre Augen hatten einen dunklen, gespannten Ausdruck erhalten. Aber seltsamerweise hatte sie noch dieselbe Stellung inne: das Kinn auf den über die Stuhllehne gelegten Arm gestützt.

„Du hast deine Sache hier brav gemacht, Lising,“ fuhr er fort. Er fing an zu hoffen, daß es leichter sein werde, als seine schreckerfüllten Gedanken ihm vorgemalt hatten. „Du hast eine Aufgabe bewältigt, die nicht sehr leicht war. Wie Rasse mir erzählt hat, hast du sie damals gar nicht antreten wollen, hast nicht aus dem Geschäft herauswollen und hast erst dazu kommandiert werden müssen. So wird das hier auch werden. Im ganzen ist es brav von dir, daß du niemals wechseln willst, daß dir jede Arbeit gleich ans Herz wächst. Ich glaube ja, Lütting, ich werde mit dir — wie du Dickkopf nun mal bist — doch noch sehr, sehr glücklich werden — du — lütt Sötschnut —“

Sie bog sich seiner nach ihr greifenden Hand aus. „Laß mich zufrieden —“

Ihre Augen waren wieder so seltsam dunkel, wie er sie schon einmal gesehen hatte. Aber in ihrer ganzen Haltung lag etwas, das ihn kalt überschauerte — etwas Feindseliges —

Dann aber sagte sie sich wieder. „Ich hatte mir das so gedacht, Erich —“ sagte sie. Ihre Stimme war ein wenig steif, wie gefroren, als brächte sie sie nur mühsam in Bewegung. „Wir wohnen hier oben. Es ist ja soviel Platz, die beiden großen Stuben von Herrn Justizrat, und dann, was früher Frau Justizrats Zimmer war und jetzt auch zugeschlossen ist. Deine Sprechstunde kannst du ja unten behalten. Ich dachte auch, wir wollten dann Pferde anschaffen, denn die brauchst du mit der Zeit doch. Sengspiel kann ja fahren, er ist früher bei Herrn Justizrat Rutscher gewesen. Dann bist du Waisenvater —“

Sie stockte, denn ihr fiel ein, was sie schon darüber bei sich selber ausgemacht hatte. Aber das konnte man immer noch nachher ein bißchen hin- und herschieben, daß er nicht zuviel Unheil anrichtete und sie ihre Jungens doch behielt. Die Hauptsache war nur erst mal, daß er von dem schrecklichen Plan, der gar nicht ausdenken war, abging, sie von hier wegzunehmen.

„Du wirßt solch ein schöner Waisenvater —“ schmeichelte sie verschminkt.

„Lise, mach' keine Pläne, die nicht gehen, die auf keine Weise gehen. Wir wollen uns nicht wieder festfahren. Es muß jetzt, in dieser Viertelstunde noch, klipp und klar werden. Richt' dich damit ein, was kommen muß und wird. Du bist eine so ungewöhnlich vernünftige kleine Dirn. Nun sag' mal entschlossen all dem verworrenen Zeugs ab, das du dir da zurechtmachst mit Stuben und Pferden und Waisenvater und was es alles ist, und lege dein Schicksal ruhig und voll Vertrauen deinem Liebsten in die Hände. Was, er wird kein Schindluder damit spielen, nicht? Das glaubst du selber nicht.“

Lise war jetzt aufgestanden, stand vor ihm, die Augen voll dickquellender Tränen.

„Erich, segg mi, dat dat allens nich wöhr is!“

„Was soll nicht wahr sein, Lütte?“

„Wat du allens eben seggt heßt. All dat Scheußliche, all dat Gräßige! Ich sall mien Sachen up'n Pudel nehmen un hier wech? Wo mi de Ridders al Mudder näumen? Erich, id segg di ook eins: Ich bin Waisennutter und bleibe Waisennutter und deine Frau dazu. Ich —“

„Am lekten März läufst dein Amt hier ab. Eine neue Waisennutter ist schon gefunden, Frau Sanitätsrat Koloff, jetzt wohnhaft in Schwerin. Bürgermeister Rasse wird es festmachen. Lütting, ich sagte dir schon: du kannst lachen oder du kannst rohren, du kannst gegenreden oder du kannst still sein — das ändert alles nichts. Die Sache ist beschlossen und bleibt beschlossen.“

Die Tränen in Lises Augen waren zurückgetreten, ihr Gesicht war plötzlich wie erstarrt, kalt und blaß.



Mutter und Kind im Garten. Gemälde von Wilhelm Haller.

„Werd' ich hier 'rausgeschmissen?“ fragte sie.
 „Welche Frage! Niemand schmeißt dich 'raus.“
 „Herr Buhrmeister schmeißt mich nicht 'raus, weil ich nichts tauge?“

„Aber Lise! Ich kann solch Geschwätz nicht leiden. Du weißt ganz genau, daß es nur von mir, von mir allein ausgeht, und auch nur aus dem alleinigen Grunde, weil ich meine Frau nicht mit einundzwanzig Bälgern teilen will.“

„Dann kannst dir ja solche suchen, von meinswegen immerzu.“

„Lise!“

Der Schrei brüllte durch den Raum. Lises Gesicht verzog sich plötzlich, sie fiel auf einen Stuhl nieder, den Kopf auf den Tisch und schluchzte jämmerlich.

Unten ging die Haustürglocke. Getrappel, Stimmgewirr. Die Schulkinder kamen zurück. Gleich würden sie hier einströmen.

Rad sah auf die Weinende nieder. Er bezwang sich, sie nicht in die Arme zu nehmen und wild an sich zu pressen. Er wandte sich und ging hinaus.

In seinem Herzen lebte die Hoffnung wieder.

Mariechen Lammers hielt in ihren ausgespreizten Händen das weiße Strickgarn gespannt, von dem Lisemutter das Knäuel abwickelte.

Das braunäugige Mädchen hatte nicht das, was man Feinfühligkeit nennt. Dazu war sie viel zu verträumt, viel zu tief in ihre eigenen Gesichte und Gedichte eingesponnen. Sie wäre gern anders gewesen. Manchmal hatte sie ein heißes Verlangen, den andern gleich zu sein, mit ebensolchem Eifer und ebenso tüchtig und schön wie sie zu waschen, zu fegen, zu kochen. Sie schämte sich, wie lächerlich es aussah, wenn sie den Besen hielt, und sie wußte, daß man sie nicht einmal zum Milchkochen anstellen konnte, ohne daß sie sich verträumte und dann die überkochende Milch vom Feuer und sich selber über die Füße riß. Nur die Lampen, das hatte sie heraus. Das hatte sie nach Mutter Lises kurzer Unterweisung begriffen. Nun machte sie es aber auch todgetreu in den kleinsten Einzelheiten nach. In eine alte Postkarte schnitt sie ein rundes Loch, das schob sie über den runden Brenner, von dem sie die äußeren Teile abgeschraubt hatte,

dann schabte sie säuberlich den Docht ab und ließ die rußigen Teilchen auf die Karte fallen, und dann ging das Puken los in genau derselben Reihenfolge von Läppchen und Lappen, wie es ihr zum erstenmal gezeigt worden war.

Ach, auf ihre Lampen war sie stolz! Viel stolzer als auf ihre Gedichte und Geschichtlein, die sie heimlich im Halbdunkel, irgendwo auf einer Bodentreppe kauend, im Holzstall, auf der Bettkante schrieb, mit dem fliegenden Gefühl im Nacken, etwas Verbotenes und zugleich furchtbar Beschämendes zu tun, um das man sie entsetzlich auslachen und streng schelten würde, denn es war zugleich lächerlich, wenn ein Schulmädchen Gedichte machte, und eine sündhafte Zeitverschwendung.

Mariechen Lammers führte ein Leben voller Leiden. Sie beneidete alle andern und beneidete in Wahrheit doch niemanden auf der Welt. Sie wäre unendlich gern Lene Wachsmuth oder selbst die verwachsene Lene Lemp gewesen mit ihrer unbeschreiblichen Sicherheit in allem Wirtschaftlichen. Mit brennenden Wangen las sie das Buch von Henriette Davidis: „Die Hausfrau“, worin das Musterbild der deutschen Hausfrau gezeichnet wurde. Aber sie konnte sich dann wieder nicht vorstellen, wie sie als Lene Wachsmuth oder Lene Lemp leben sollte, ohne Dichten, ohne das heimliche Kauern in einem halbdunklen Winkel und ohne ihre kleinen vollgeschriebenen Hefte, für die sie die seltsamsten Verstecke fand.

An andere Menschen dachte sie im Grunde nicht sehr viel, oder vielmehr: sie waren für sie nicht die, die sie wirklich waren, sondern irgendwie leise umgestaltet, vergrößert, verkleinert, verschönert, verzerrt. Vor Lisemutter, ihrer raschen, schneidigen Art, war sie bange, und doch hatte sie eine fast begeisterte Anhänglichkeit für sie, denn ihr Herz schrie nach Liebe und Verehrung. Dabei fühlte sie aber jezt, da der Befehl zum Garnhalten sie in die nächste Nähe der Waisemutter rief, nichts von dem, was in dieser Seele so stürmische Wellen schlug.

Gestern war die Unterredung mit Doktor Rad gewesen. Er hatte sie in ihren Tränen sitzen lassen und war fortgestürzt. Sie hatte sich kaum vor den eindringenden Kindern notdürftig fassen können. Ganz auseinander war sie gewesen und war es noch.

Was für eine Nacht! Da war ja die nach Herrn Justiz-

rats Begräbnis nichts dagegen. Sie hatte sich hin und her geworfen, die schräge Wand hatte auf ihr Lager gedrückt. Sie war aufgesprungen, da hatte sie sich vor den eigenen Schritten geführt, war wieder ins Bett gekrochen. Hatte aufrecht gesessen, den Blick auf das matterhellte Glasscheibchen des kleinen Fensters.

Ach, was sollte werden? Was sollte nur werden?

Sie konnte hier doch nicht fort! Es war doch nicht auszudenken! Nein, es war nicht auszudenken! Wenn sie hier fortmüßte, dann starb sie.

Warum wollte er das nur? Ach, warum hatte sie nicht längst mit ihm darüber gesprochen? Im Anfang hätte sie es ihm noch ausreden können, nun hatte sich das in ihm festgebohrt. Nun wollte er ihr seinen Willen zeigen!

Sie war verweint und verstört, aber ganz im Grunde ihres Herzens glaubte sie noch gar nicht daran. Sie würde ihn herumfrieren! Sie mußte nur nicht trotzig und gräßig sein, dann wurde er immer zorniger. Nein, ganz lieb und

sanft mußte sie es ihm abschmeicheln, allmählich seinen starren Willen erweichen.

Wie der Morgen kam, war sie nicht ganz so verzweifelt mehr. Aber rote Augen hatte sie und war unruhig und niedergedrückt. Die buffigsten Jungens merkten es und stießen sich an. „Sei hem sit zankt.“ Und eine stille Wut ging los auf den Doktor. Nur Mariechen Lammers hatte nichts, nichts gemerkt.

Ja, sie war heut verträumter als je. Sie hatte gestern ein Erlebnis gehabt, ein wirkliches. Davon zehrte sie.

Fräulein Madelung, die Malerin aus dem letzten Haus, hatte vor kurzem das Geld für die Doktorbesuche hierher geschickt, da ihr altes Mädchen keine Lust hatte, damit zur Stadt hinunterzulaufen. Der Doktor hatte nun auch hier die Quittung geschrieben und gestern, noch vor der Auseinandersetzung, hatte Lise sie damit hinaufgeschickt.

Mariechen ahnte nicht, was sie dort erleben würde.

(Fortsetzung des Romans folgt.)

Die Dahlie im Hausgarten.

Die Dahlie, vor einigen Jahrzehnten noch eine einfache Bauernblume, ist im Begriff, eine beherrschende Stellung im Gartenleben einzunehmen. Durch eifrige Züchtungsversuche

in allen blumenliebenden Ländern ist es gelungen, eine große Mannigfaltigkeit der Formen und Farben zu erzielen und gleichzeitig die Blühdauer derart auszudehnen, daß es heute keine Staude gibt, die den Wettbewerb mit der Dahlie aufnehmen kann. Der Gartenliebhaber, der sein Interesse der Dahlie zuwendet, ist ihr bald mit Haut und Haar verfallen. Von Jahr zu Jahr kommen neue Farben, neue Formen in den Handel, der Wuchs der Pflanzen wird kräftiger, straffer, die Blüte haltbarer im Schnitt. Die vielseitige Verwendbarkeit in der Binderei liefert den Blumenhändlern reiches Material. — Die

Farbenskala geht durch den ganzen Regenbogen hindurch. Vom zartesten, schneeeigsten Weiß geht es über ein grünliches Gelb in Goldgelb nach Hell-, Mittel- und Dunkel-

orange, weiter in rötlichbraune, lederfarbene und mahagoni Töne, zu allen Schattierungen von Lachs-, Tomaten-, Türkisch- und Scharlachrot, Blutrot und so ins Dunkle, daß man die

Farbe gar mit Schwarz bezeichnen kann; dann lichtet sich's wieder auf, ein dunkles Scharlach führt über Zykamenrot in rotviolette

Töne über, um ins Violette abzuschwenken; die Farben verblassen, gehen ins Fliederfarbene nach Rosa, lila, um dann in einem zartrosa Hauch und in Weiß zu endigen. Es ist ein wahres Wunder, das nur noch übertroffen wird von den mannigfachen und schönen Formen. —

Wenn man bedenkt, daß die Dahlie als einfache Blüte von acht Blättchen um einen goldenen Kelch und als eine halbgefüllte kleine Blume im Jahre 1571 nach Europa kam, daß erst Humboldt sie 1803 in Deutschland einführte, dann muß man staunen, was aus der reizenden, aber bescheidenen kleinen Mexikanerin geworden ist.

Georgine hieß sie zuerst nach dem Pe-



1. Mutterliebe. 2. Togo. 3. Adler. 4. Friedrich Rückert. 5. Meisterstück. 6. Kalif. 7. Andenken an Bornemann. 8. Mars. 9. Goldene Sonne. 10. Fürstin von Donnersmard. 11. Schwarzwaldmadel. 12. Schönes Farblonig. 13. Apollo. 14. Paradiesvogel. 15. Weltfrieden. 16. Bayern. 17. Prinzessin Karneval. 18. Salmonea. 19. Richard Koch. 20. Andreas Hofer. 21. Prinz Karneval. 22. Porthos. 23. Aureola. Aus den Blumenschulen: Max Degen, Köstritz i. Reg. Züchter der Sorten 4, 5, 7, 9, 11, 12, 15, 19, 20 und 23 ist Karl Schöne, Leipzig-Sellerhausen.

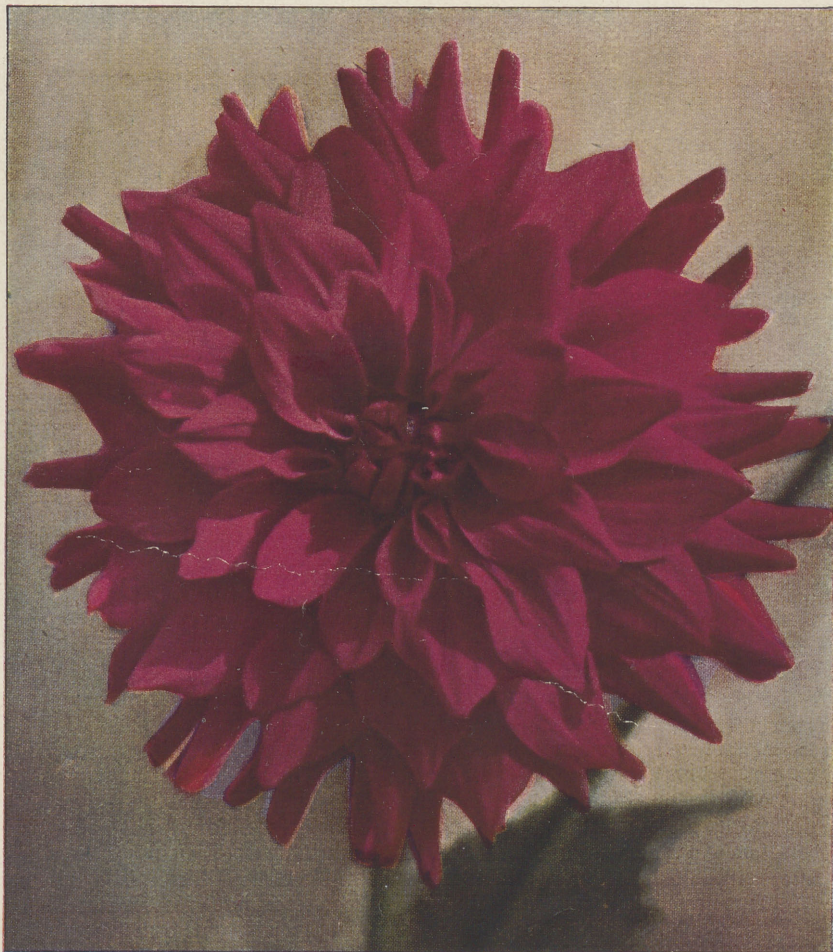


1. Hohes Licht. 2. Zauberin. 3. Ehre. 4. Jugendfreude. Züchtungen und Farbaufnahmen von Gustav Wolf, Leipzig N. 21.
(Verlag gärtnerische Spezialdruckerei Thalader & Schöffner, Leipzig.)

tersburger Botaniker Georgi, später, nach dem Linné-

Schüler Dahl, Dahlie; diese Bezeichnung hat sie beibehalten, denn mit ihrem aztekischen Namen „Acoscochtli“ wäre sie wohl kaum populär geworden. Wer erinnert sich nicht aus seiner Kinderzeit der Georginen in Großvaters Garten, der roten und gelben Bälle, deren tütenförmige Blumenblättchen immer voll Tau waren! (Wir tranken ihn und bildeten uns ein, das wäre Nektar.) Wenn man die Blüten aber abschnitt und ins Wasser stellte, dann ließen sie gleich die Köpfe hängen. Das war recht langweilig. Nein, schön waren die Georginen nicht.

Erst im Jahre 1872, als die erste Kaktus-Dahlie auftauchte und Aufsehen in der Gärtnerei erregte,



Dämmerdämchen. Neuzüchtung und Farbaufnahme von Gustav Wolf, Dahlien- und Nelken-Großkulturen, Leipzig N. 21.

wurden auch weitere Kreise auf sie aufmerksam. Ihre glühende Farbe, ihre fremdartige Form wurde angestaunt; in Frankreich hieß sie „Etoile du Diable“.

Leider erfüllte sie die in sie gesetzten Erwartungen nicht; ihre Fehler — zu kurze Stengel, schwaches Blühen und das Hängen der Blüte — machten sie für den Schnitt und Handel ungeeignet. Neue Versuche wurden angestellt, es kamen die halbgefüllten Sorten, gestreifte Blüten, und der Zufall brachte eine Sensation: „die Halskrausendahlie“, die ja auch heute noch ihre Liebhaber findet. Der den inneren Kelch einer dunklen Blume schmückende weiße Saumstreif ist ja ganz pükelig, indes eine große Zukunft hatten und haben derartige Spielereien nicht. Aber

die weiteren Versuche führten dann zu den Schmuckdahlien über, und von da an begann der beispiellose Aufstieg der Dahlie. In allen Ländern, Deutschland an der Spitze, bildeten sich Dahlien-Gesellschaften, die sich die Weiterzucht und die Prämierung der schönsten Neuheiten zur Aufgabe machten. Da gibt es Chrysanthemum-, Seerosen-, Päonia-, Stern- und Balldahlien, Riesenschmuckdahlien vom Umfang eines Desserttellers und entzückende kleine Pompondahlien, reinfarbige, gestreifte, gesprenkelte, in mehreren Farben irisierende, solche mit hellen Spitzen an den Blattendern und solche mit zweifarbigen Blättern, Riesenbüsche und

Zwergpflänzchen. Jedes Jahr kommen neue, immer schönere Züchtungen heraus, wobei Amerika und Holland die größten Erfolge einheimen.

Maßgebend für die große Verbreitung der Dahlien ist der Umstand, daß die einmalige Anschaffung der Knolle nicht kostspielig ist, daß man die Knollen jahrelang immer wieder in die Erde legen kann, daß sie sich später auch teilen lassen und verhältnismäßig so leicht zu kultivieren sind, daß auch der Laie gut damit fertig werden kann. Bei einem allmählich angeschafften Bestand von Knollen hat man nur nötig, die weniger wertvollen Sorten auszuscheiden und ein paar Neuheiten anzuschaffen, denn es kommen selbstverständlich in jedem Jahr neue Züchtungen auf den Markt. Die meisten Dahlien haben einen starken Wuchs, bilden große Büsche mit herrlichen Blumenkrönen, so daß man schon für wenige Mark eine anhaltende Gartenfreude haben kann. Es empfiehlt sich, fleißig die Blumenausstellungen zu besuchen, um nach eigenem Geschmack zu wählen.

Die Dahlie braucht einen sonnigen Standort und nicht zu schweren Boden. Im Herbst muß der Boden tief umgegraben und mit verrottetem Kuhdung vermengt werden. Bei schwerem Boden ist es von Vorteil, Torfmull unterzustreuen, oder, wenn man es ganz gründlich machen will, Torfmull im Laufe des Sommers mit Kuhdungjauche zu übergießen und diesen Dung im Herbst in die Erde zu bringen. Torfmull macht den Boden locker und warm und hält die Feuchtigkeit fest. Wer eine frühe Blüte erzielen will, versucht schon die im Keller lagernden Knollen zum Antreiben zu bringen. Das geschieht, indem man im März den Torfmull, in dem die Knollen lagern, mit der Gießkanne leicht anfeuchtet und sie von da an stets etwas feucht hält. Die angetriebenen Knollen kann man schon im April in den

Garten auspflanzen. Um die jungen Triebe gegen Frost zu schützen, bedeckt man den Boden mit Torfmull und setzt neben jede Pflanze einen leeren Blumentopf: stellt sich am Abend die Gefahr eines Nachtfrostes ein, dann stülpt man über jede Pflanze einen Blumentopf, den man des Morgens nach überstandener Gefahr wieder abnehmen kann. Nach den Eisheiligen läßt man die Pflanzen lustig wachsen. Man hat dann im Juli den ersten Blütenflor, der nicht mehr abreißt, bis der erste Frost im November der Herrlichkeit ein Ende bereitet. Dann heißt es, die Pflanzen aus der Erde nehmen,

die Knollen, im Keller lagernd, etwas übertrocknen zu lassen und die mit Etiketten versehenen Knollen in offene große Körbe oder Kisten zwischen

Torfmull in einem trockenen, frostfreien Keller aufzubewahren. Das Etikettieren der Dahlien muß geschehen, solange noch die Blüten zu erkennen sind! Man schreibt auf die Etikette Namen, Wuchs und Farbe, um im Frühjahr zu wissen, wohin man sie zu pflanzen hat.

Für unseren Vasenschmuck ist die Dahlie ein unermesslicher Gewinn. In Herbststräußen mit anderen Blumen zusammengestellt, einzeln in schlanken Gläsern, mit rotem Eichenlaub wirken besonders alle gelben und bräunlichen Töne. Rosa und lila Dahlien stehen mit Herbstastern gut zusammen, und die kleinen Pompondahlien, die Kokodämchen, bilden bunt zusammengetan ein entzückendes Vasenmaterial. Große Blüten werden, kurz abgeschnitten, in flache Schalen gelegt, entweder einzeln in kleine Schalen oder ein ganzes Beet in flache Glaschüsseln. Auch als Tafelschmuck sind einzelne Dahlienblüten, flach auf den Tisch gelegt, mit zartem Spargelgrün verbunden, ein anmutiger Schmuck. Wie vielseitig die Dahlie ist, wie dankbar und freudebringend, das wird der Gartenfreund bei ihrer näheren Bekanntschaft bald selbst merken.

Mit der Dahlie ist ein großer Reichtum an Formen und Farben in unsere Gärten eingezogen. Hier eine kleine Auswahl aus den schönsten Dahlien der letzten Jahre: Vaterland; goldgelb. — Goldene Sonne; goldgelb mit lachs; Riesenblüte. — Aureola; goldgelb mit Bernstein. — Demokrat; nankinggelb mit rosa. — Götterfreude; orange lachsgelb. — Hohes Licht; orange. — Fred Lan; kupfrig rosa. — Salmonea; lachsrot. — Dresselhuus; rosa lachs. — Inselinde; goldbraun mit bläulich. — Perle von Dresden; dunkellachs mit bläulich. — Ehrliche Arbeit; leuchtend kupferrot. — Sekretär Voors; chamois mit lachs. —

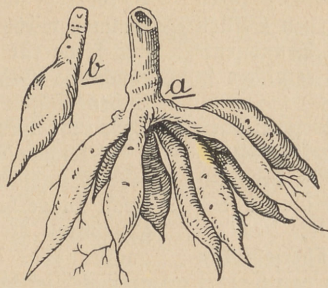


Goldhähnchen (gelb), Rheingold (orange), Little Mary (dunkelrot), Sunset (tieforange), Gretchen Heine (weiß mit rosa Spitze), Sanftmut (lila), Stolz von Berlin (rosa). Aufnahme in der Lehr- und Forschungsanstalt für Gartenbau zu Berlin-Dahlem.



Zwei Chiemgauer in alter Tracht. Gemälde von Paul Padua
 (Aus der Münchener Kunstausstellung 1927 im Glaspalast)

Ninie Biagosch; dunkles Terrakotta. — Königstiger; terrakotta mit weißen Spizen. — Amun Ra; kupferrot orange. — Andreas Hofer; satinrosa mit gelb; zweimal preisgekrönt. — Amsterdam; goldgelb mit scharlach. — Mevrouw Balleng; dunkelscharlach. — Hoeppler; hellzinnob. — Chan-Francon; rosafila mit schwarzrot. — Küsse mich; hellrot mit weißer Spitze. — Marie Kapphahn; centifolienrosa. — Prinzessin Mary; mauve. — Wurfball; rötlich. — Dämmererschweigen (i. Abb.). — Blaubart; blaulila. — Blaustrumpf; blaudunkel. — Maripos; violett mit silberrosa. — Remembrance; zartlila. — Frau



Dahliaenknolle. Stelle a ist besonders zu schonen; b ist abgebrochene Knolle, die aber noch triebfähig ist.

Frida Falkenhagen; zartrosa. — Die allerletzten Neuheiten sind natürlich nicht billig. Wer also die Wunderblume in seinem Garten haben will, muß schon tief in den Beutel greifen. Ich bekam einen Schreck, als ich auf der Preisliste das Sämlingchen von neun Reichsmark für einen der jüngsten Dahlienprinzen verzeichnet las. Im Jahre 1929 wird die Knolle für einen Taler zu haben sein — und im Frühjahr darauf für vierzig Pfennige. Mein Wirtschaftsgeld zwingt mich zu warten. Aber in der nächsten Dahlien-Ausstellung werde ich lange vor dem Wunder stehen und ihm huldigen.
Grete Höder.

Das Schiff des Geistes auf dem Ozean der Entfernungen. Von Ernst Niemann.

Unter der Achtzehnmillionenflut von Briefen, die Deutschland täglich versendet, sind nahezu eineinhalb Millionen, die die deutschen Grenzen überschreiten und zum großen Teil über Europa hinaus ihren Weg über Meere und Erdteile suchen. Ob sie als Geschäftsbriefe Berge von Waren in Bewegung setzen oder als Familien- und Freundschaftsbriefe den Blütenstaub der Heimat auf den fernen Pfad des Weltfahrers streuen, sie sind in ihrer Gesamtheit von unermesslicher wirtschaftlicher und kultureller Bedeutung für die Beziehungen von Volk zu Volk. Es gehört darum zu den wichtigsten Aufgaben der Post, diesen Briefen in allen Zonen und zu allen Zeiten einen schnellen und geordneten Lauf zu sichern. Wie das geschieht, pflegt uns wenig zu kümmern, wenn wir einen Brief nach Sidney, Yokohama, Buenos Aires oder Newyork in den Briefkästen legen. Aber vielleicht überlegen wir doch einmal, welch ein Maß von Organisation zur Regelung dieses Weltbriefverkehrs erforderlich ist. Wenn ein Brief einen 3000 Meilen langen Weg zurückzulegen hat, so berührt er vielleicht ein halbes Dutzend Länder mit verschiedenen Sprachen und ungleichen Posteinrichtungen. Beamte verschiedener Rassen und Kulturgrade haben Befassung mit ihm. Ihre Handlungen müssen unter einem einheitlichen Willen genau ineinandergreifen, alle Räder und Federn dieses großen, weltumspannenden Mechanismus so gefügt sein, daß sie nach einem festen System zum gemeinsamen Ziele pünktlich zusammenwirken.

Über das europäische Eisenbahnschienennetz läuft die Briefpost anschluszmäßig, ohne durch politische Grenzen gehemmt zu werden. Schwierigkeiten setzen erst ein, wenn's über die Meere geht, und der Verkehr zwischen den Weltteilen ist ja in der Hauptsache auf Wasserstraßen angewiesen. Wir selbst haben nicht Schiffe genug, um mit allen Teilen der Erde einen regelmäßigen Schnelldienst unterhalten zu können.

Der größte Teil der deutschen Überseepost läuft über den Atlantischen Ozean nach Nordamerika. Auf dieser Hochstraße des Weltverkehrs drängt sich eine Briefflut zusammen, von deren Größe wir uns kaum eine rechte Vorstellung machen, denn es handelt sich hier nicht nur um Briefe aus Deutschland, fast ganz Europa ist daran beteiligt. Und nicht nur sind's Briefe für Nordamerika; auch Mexikaner, Westindier, Südamerikaner und Japaner nehmen ihren Weg durch diesen Kanal — eine bunte, internationale Gesellschaft von 2- bis 3000 prallgefüllten Säcken auf einem Schiff. Auf dieser wichtigen Wasserstraße vollzieht sich auch der Briefdienst in der besonderen, gesteigerten Form der deutsch-amerikanischen „Seepost“. Das Wesentliche dieser Einrichtung besteht darin, daß die Massen der Briefsäcke nicht wie auf anderen Linien während der Schifffahrt unberührt im dunklen Schiffsraum lagern, sondern ähnlich wie zu Lande in den Postzügen unterwegs von den Postbeamten so aufgearbeitet werden, daß die Briefe bei der Ankunft in Newyork ohne Aufenthalt den Bestellbezirken dieser Stadt sowie den anschließenden Bahnposten zugeführt werden können. Um Zeit zu gewinnen, ist für die Briefpost auch noch nicht Schlupfzeit, wenn der Amerikadampfer den Hamburger Hafen verläßt, der letzte Rest wird dem Dampfer noch mit Sonderzug nach Ruxhaven nachgeschickt, und was dann noch während eines Tages aus Europa für Amerika aufkommt, eilt mit den Zügen über Ostende oder Blißingen und London nach englischen Häfen, um den dort anlegenden Dampfer noch zu erreichen. In umgekehrter Richtung geht die für

Deutschland bestimmte Post sogar schon in Southampton von Bord, läuft über Blißingen an die flinkeren deutschen Bahnposten und ist, so vorausseilend, zum größten Teil bereits in den Händen der Empfänger, wenn die Schnelldampfer in Bremen oder Ruxhaven anlegen. Die Seeposten erzielen so einen Zeitgewinn von einem Tag.

Es versteht sich, daß die deutsche Post bei der Schiffs- wahl in erster Linie die deutschen Reedereien berücksichtigt, allerdings unter Wahrung des Grundsatzes, stets die schnellste Beförderungsgellegenheit auszunutzen. Im transozeanischen Amerikadienst fällt daher natürlich den beiden großen deutschen Schifffahrtsgesellschaften Hapag und Lloyd der größte Teil unserer Briefpost zu. Auf den übrigen Schifffahrtsstraßen aber sind wir gezwungen, uns in erheblichem Umfange fremder Dampfer zu bedienen.

Die Kenntnis und Beherrschung dieses Weltverbindungsnetzes, auf dem die Briefpost in ziemlich geregelten Bahnen über den Erdball läuft, ist eine Wissenschaft besonderer Art. Auf diesem Instrument angewandter Erdkunde sicher zu spielen, ist die Errungenschaft jahrelanger Erfahrung. Die Beamten müssen nicht nur über Ort und Zeit und Fahrtdauer der auslaufenden benutzbaren Schiffe unterrichtet sein, sie müssen auch die Landwege kennen, auf denen die Briefe ihre Dampfer in den europäischen Heimats- und den Anlaufhäfen erreichen. Mit den Vereinigten Staaten erhält auch Mexiko die europäische Briefpost über Newyork, während Südamerika auf direktem Schifffahrtswege erreicht wird. Wenn die deutsche „Cap Polonio“ mit Kurs nach Buenos Aires am 27. Oktober den Hamburger Hafen verläßt, so könnten wir, um Geld zu sparen, ihr an diesem Tage in Hamburg die Schlupfpost für die südamerikanischen Länder zuführen; aber die deutsche Reichspost läßt es sich im Interesse der deutschen Wirtschaft jährlich 300 000 Franken Durchgangsgelühren kosten und jagt die nach dem 27. Oktober noch aufkommenden Briefe über Paris und mit Südexpreß über Spanien nach Lissabon, wo „Cap Polonio“ am 31. Oktober noch zu erreichen ist. Und diese Schlupfposten werden von den deutschen Geschäftsleuten bis zum letzten Augenblick ausgenutzt. Wir schicken aus demselben Grunde unsere Briefsäcke nach Amsterdam, Southampton, Marseille, Genua usw., um alle irgend in Betracht kommenden fremden Dampfer in unseren Schnelldienst zu stellen. Diese Beförderungsgellegenheiten sind natürlich für eine gewisse Zeitdauer im voraus bestimmt; aber es kann vorkommen, daß z. B. der am 31. Oktober in Genua auslauffähige italienische Dampfer „Re Vittorio“ plötzlich abtelegraphiert. Dann müssen die deutschen Poststellen gleich auch wieder im Bilde der veränderten Verkehrslage sein; sie werden die Briefsendungen nach Argentinien, Brasilien, Chile usw., die die „Cap Polonio“ am 31. Oktober in Lissabon nicht mehr erreichen, an den am 3. November hier anlaufenden Dampfer „Desfado“ aus Liverpool bringen.

Ähnliche Beförderungsbedingungen bestehen im Verkehr mit Afrika. Schwerer zu übersehen ist das Verbindungsnetz nach Asien. Hier muß berechnet werden, auf welchem Wege unsere Briefpost die verschiedenen Länder am schnellsten erreicht. Nach dem Süden dieses Erdteils — und natürlich auch nach Australien — läuft sie ab Marseille, Genua, Brindisi den Wasserweg durch den Suezkanal. Aber schon Persien erhält seine Briefe teils über Bombay, teils mit der Eisenbahn über Moskau. Die Japan- und die Chinapost teilen sich in zwei entgegengesetzte Richtungen: während die

nichteiligen Sendungen (Drucksachen, Warenproben) ihren Weg westwärts über Neuport, Pazifikbahn und den Stillen Ozean nehmen, reisen die übrigen Briefe „der Sonne entgegen“ über Sibirien—Charbin und Korea und erreichen so ihr Ziel etwa 11 Tage früher.

England, das seine asiatischen Besitzungen aus politischen Gründen fest an der Kandare hält und auch wirtschaftlich mit diesen Gebieten eng verbunden ist, besitzt in der „indischen Überlandpost“ ein ausgezeichnetes Instrument des Briefschneelendienstes. Wöchentlich einmal läuft diese Indienpost im Postsonderzug von London nach Dover, überseht den Kanal und eilt in einem französischen Sonderzug von Calais nach Marseille, wo sie auf Schnelldampfer verstaute wird und ohne Umladung in 14 Tagen durch den Suezkanal nach Bombay gelangt. Deutschland hat ebenfalls einen regen

Postverkehr nach dem Süden Asiens, für Britisch-Indien allein kommen wöchentlich etwa 200 volle Briefsäcke auf, aber es besitzt keine für den Briefdienst geeigneten schnellen Dampfer dorthin. Während in der Vorkriegszeit auch in den asiatischen Häfen deutsche Schnellschiffe, die Reichsflagge am Lopp, oft und gern gefundene Gäste waren.

Gleichwohl ist die Reichspost wie keine andere bemüht, dem Grundsatz der Schnelligkeit im Weltverkehr zu seinem Recht zu verhelfen, der deutschen Wirtschaft jeden irgendwie gangbaren Verkehrsweg zu öffnen, jede Verkehrsmöglichkeit auszunutzen. Und wird auch nicht säumen, die kommenden großen Weltluftverbindungen in ihren Dienst zu stellen. Es ist damit zu rechnen, daß in nicht ferner Zeit Luftschiffe und Flugzeuge, unbekümmert um Länder- und Meeresgrenzen, schnelle Posten über Meere und Erdteile tragen.

Die Ohrfeige um Lothar. Von Felix Ossimow.

Als ich eben dreizehn Jahre alt geworden, gab es unter uns Jungen in der alten schwäbischen Stadt ein Ereignis. Eines Morgens — ich glaube, es war dunkler November — führte der Klassenlehrer einen Neuling ins Zimmer.

Wir waren es wenig gewohnt, eine größere Welt in den Kreis unserer ganz besonderen Dinge eingreifen zu sehen. Wir waren, zwischen Elternhaus, Wäldern, Jahrmarkt und Lateinschule, ein dickköpfiges Volk; niemand und nichts konnte uns außerdem imponieren. Und nun gar ein fremder Junge? Ein Junge, der blonde, ja goldene Locken trug . . . anstatt des schwärzlichen Schopfes, der unser Schlag war! Und hätte man darüber hinwegsehen wollen, so tat der Neuling jetzt seinen Mund auf . . . er blickte ganz frei über uns hin. „n Tach!“ sagte der Neuling.

Diese Äußerung, mit der er sich unter Jungen einführte, die „Sörvus“ sagten, konnte nicht übersehen werden. Da stand er: blond, mit hellen und blauen Augen, zarten Händen und einem Lächeln . . . stand in seinem Matrosenanzug . . . und sagte (auf eine bezaubernde Weise): „n Tach!“

Wir standen an unseren Plätzen. Unsere dickköpfige Sicherheit, mit der wir sonst das Verblüffende abtaten, wollte und wollte die Lage nicht meistern. Wir starrten einander an. Was war denn? Nun, das Ereignis war ins Zimmer getreten: die andere Welt. Eine feinere Welt. Keiner kam auf den Gedanken zu lachen . . . sondern wir standen und sagten (fast höflich): „Guten Tag, Kamerad!“

Lothar wurde der Prinz unserer Klasse. Es gibt eine Geschichte, die seine Stellung, seinen Einfluß, ja eine unbegreifliche Macht seines Wesens kennzeichnet. Es nahm uns da einmal ein Schäfer gefangen. Die Sache war so, daß wir, vielleicht fünf Mohikaner, während eines Kriegszugs am Waldrand eine Schafherde sahen. Wie wir nun aus dem Hinterhalt stürmten — im Federschmuck und mit wildem Hurra — empfing uns ein Hagel von Steinen, die der Schäfer vortrefflich aus seiner Schippe zu schießen verstand. Der Angriff stockte. Aber gerade im unentschlossenen Augenblick pfeifte, grauig bellend und schwarz, des Schäfers Wolfshund heran, freifte, als hielte er eine Herde zusammen, in engem Bogen um uns . . . so daß uns kein Weg blieb, als laufen und rennen: immer auf den wütenden Mann zu, damit er uns schütze. Rauchend standen wir vor ihm; er sprühte, wie es uns schien, aus blutigen Augen! Aber wie er eben die Faust hob — wir waren auf derbe Prügel gefaßt — stand da lächelnd und mit aufgehobenen, zarten Händen . . . Lothar, und der Mann stockte, ward unsicher, brummte, pfiß seinem Hund . . . und ging.

Ich habe Lothar viel mehr als bewundert: sieghaft, wie er war, ein Prinz ohne Land und ganz ohne Waffen. Ich habe ihn fast geliebt. Wenn wir an hellen Sommerabenden, einen Tagemarisch hinter uns, um ein Feuer saßen, so briet für ihn die Wurst in der Glut. Wir andern bekamen Kartoffeln. Und doch muß man wissen, daß er ein sehr schlechter Schüler war. Er war auf die liebenswürdigste Weise „ungenügend“. Vielleicht weil er diese Tatsache nicht beschönigte, sondern sie mit lässiger Selbstverständlichkeit hinnahm — so, als sei er wahrhaftig über dergleichen erhaben — wurde unversehens aus Mängeln die seltsamste Auszeichnung. Und wenn die Lehrer ihn gern hatten, trotz abgründiger Lücken in Mathematik und Latein, so entstand darum durchaus keine Eifersucht. Im Gegenteil liefen wir einander den Rang ab, an allen Enden, erlaubt oder nicht, ihm behilflich zu sein.

Ich hatte mich manche Woche lang um sein Vertrauen bemüht, als er mich, zusammen mit andern Jungen, zur Schokolade am Nachmittag einlud. Ich war sehr glücklich. Aber auf Ershütterungen war ich durchaus nicht gefaßt. Denn es geschah, daß — während wir eben um den Kuchen saßen — ein großer, sehr schneidiger Herr zur Tür hereintrat. Der Herr ging hart an Lothar heran; er hielt

ein blaues Heft in der Hand, in dem viele rote Striche zu sehen waren. Und dieses Heft schlug er . . . vor unser aller Augen . . . Lothar um seinen blonden Schopf! Er schien gar nicht aufgebracht: er war kalt wie die Vergeltung des Lebens. Mir aber war, als hätten furchtbare Hintergründe sich aufgetan: ich sah eine ungestaltete, troig-jungenhafte Härte in des Freundes Gesicht, ich sah dieses Gesicht — unerhörte Verwandlung! — wie meinesgleichen; die Flecken der Ohrfeige röteten seine Wangen, und in den Augen stand etwas wie Haß und eine verzweifelte Scham . . .

Noch als wir allein waren, wagte sich keiner zu rühren. Da plötzlich sagte Lothar (und eine unwiderstehliche Sicherheit war in seiner Stimme): „Selbstverständlich ist das etwas anderes bei mir, ihr Dösköpfe! Hier herrscht stramme Zucht! Übrigens hat es nicht weh getan.“

Er blickte uns an . . . und wir mußten ihm glauben. Er stand gerechtfertigt vor uns . . . und sein Glanz, der gebrochen schien, strahlte hell. Und wie dieser Vater mir mit einemmal ein unbeschreibliches Entsetzen einsfloßte, überkam mich ein stiller, starker Entschluß, in allen Stücken fortan zu dem Freunde zu stehen.

Der Winter hatte die Donau-Stadt in Reif und Nebeln versponnen. Soweit ich seither durch die Welt fuhr: niemals wieder waren da jene Schauer und Heimlichkeiten von Zwergenhäusern, Winkelbrücken, die sich dunkel um das Münster drängten. Ein herber, eisgesättigter Himmelsstrich; eine Wintersfröhlichkeit, die prall und mit roten Backen durch den Schnee stampft.

Allein, in den finstern Schulstuben hockte damals das Gespenst der Weihnachtszenjur.

Eben in jene Zeit schlich sich der schwarze Tag, an dem Lothar in seinem neuen, blauen Lateinheft — dreißig rote Striche fand! Er kam — die Mittagsglocke war kaum in den Korridoren verhallt — auf mich zu . . .

Das erste, was ich empfand, war ein sehr tiefer Schreden. Ein jeder von uns mag sich erinnern, daß es eine Zeit gab, in der unser Leben aus Tiefen zu Höhen, aus Höhen in Tiefen an der Stufenleiter einer „Eins“, „Zwei“, „Drei“ auf- und abglitt. Im Grunde hat sich später nicht viel daran geändert . . . jedenfalls konnten Furcht und Hoffnung an einem richtig oder falsch gelegten Konjunktiv so heiß sich entzünden als an einer erwachsenen Tat, die Tod oder Leben bedeutet. Als Lothar damals, blaß vor Erregung und künstlicher Haltung, sein Heft zeigte, war mir augenblicks klar, daß alles, alles auf dem Spiele stand: Weihnachtszenjur, Versekung und viel härtere Strafe. Ja, die Strafe war das erste und nächste: er sollte nach Hause, das Heft vorlegen, damit der Vater seinen Namen unter dreißig rote Striche setze . . .

„Vielleicht stimmt es nicht,“ flüsterte ich, im Augenblick an der blinden Hoffnung zweifelnd.

Wir zählten und rechneten. Es blieb, wie es stand. Aber noch als wir rechneten, flogen Gedanken in alle Winde. Und da auf einmal schoß etwas Tolles, Unerhörtes, Frevelhaftes mir durch den Kopf.

„Lothar!“ sagte ich, „Lothar, willst du denn damit nach Hause!“

Er blickte mich an, und Tränen traten ihm in die Augen. Und so . . . ergriff er meine Hand . . . und drückte sie schnell.

„Nein!“ schluchzte er. „Nicht nach Hause! Nicht . . .“

Eine wunderbare Einigkeit verband uns. Sie war schön zu fühlen, so daß der Augenblick sich verklärte. Bewunderung, mit der er mich beschenkte, durfte ich bekräftigen. Ich hatte für ihn gedacht. Er hatte mir die Hand gedrückt. Ich wuchs: er war mein Bruder geworden.

Und ich besaß einen Hasenstall. Zwischen Bäumen auf dem Glacis hatten wir eine Hütte gezimmert. In der Hütte sprangen die Hasen. Während es Essenszeit lautete, saßen

wir in dem frostigen, trostlosen Raum. Der Schnee lag schwer um die Tür.

In der Hütte reifte der Plan. Wir besaßen ein Frühstück und siebzigt Pfennige bar. Damit mußt' es gelingen. Ach, es war mehr als ein Abenteuer . . . es brach uns beinahe das Herz: wie wir endlich ins Freie traten und die Straße fortgingen, die Straße X ins Weiße, Nebelverhangene . . . in die einsame Welt. Der Freund sollte nur immer fortwandern, Brötchen und Pfennige in der Tasche; er würde irgendwo irgend jemand finden, der ihm forthelfen konnte. Dies und nichts sonst war der Plan.

Ich habe Lothar zur Stadt hinaus begleitet, bis zu dem Eisenbahn-Fort im Wäldchen, wo uns damals der Schäfer gefangen. Es lag schwarz im wirbelnd weißen Gestöber. Versunken waren die Wege. Buschzweige standen salb aus der grauen Dede. Der Himmel . . . tot.

Ehe wir den „Einjamen Hof“ erreichten, nahmen wir Abschied. Ich glaube, wir weinten. Ich glaube auch, daß wir einander küßten. Und der Freund verschwand in der Dede. Ich wanderte gebrochen zurück . . .

Als wir abends — Eltern, Geschwister — beim Nachtmahl saßen, tönte die Glocke. Ich lief, ich öffnete . . . da stand Lothar, Lothar . . . mein Freund! Ich hätte aufjubeln mögen; eine furchtbare Last war von mir genommen; und doch sah er elend aus: blau und fiebrig und vom Sturme zerzaust. Er berichtete, daß er nicht habe durchkommen können, wegen der Kälte und grauenhaften Wüste, die, endlos vor ihm gebreitet, seine Schritte gelähmt. Aber so war es gut! war es prächtig! Lothar war wieder da . . . mit dem übrigen wollte ich fertig werden.

Eine Kammer unter dem Dach stand leer. Wir schlichen die Treppen hinauf. Er sank auf den Stuhl. Wie ich ihn so im Lichte wiedersah, ward mir unheimlich. Er sagte kein Wort, aber er starrte mich an. Und in seinem Blick war etwas Kühles und Fremdes, Prüfendes, Wägendes . . . er schien ein anderer geworden! Was konnte geschehen sein? Verwirrung ergriff mich, Verwirrung, aus der Überraschung, Furcht, Schmerz sich abzeichneten: nur kein klarer Gedanke. Und dann war da eine heiße, verzweifelte Leidenschaft, ihn zu ändern, zu halten . . . mehr, mehr für ihn zu tun . . . und ich eilte hinunter. Eine Ausrede war schnell gefunden; mit erster Gelegenheit packte ich Brot, ein paar Äpfel zusammen und brachte sie ihm.

Als noch in der Nacht ein scharfes Verhör mit mir angestellt wurde — denn Lothars Verschwinden hatte natürlich die heftigste Erregung verursacht — leugnete ich standhaft . . . Herrlich war es zu leugnen! Da sah er im Kämmerchen oben . . . und ich, ich stand schützend vor seinem Geheimnis. Nein, sie sollten ihn nicht bekommen! Er hatte dreißig rote Striche im Hest, und er war mein Freund.

Aber als ich dann, glücklich den Fragen entronnen und

voll eines wunderbar zärtlichen Stolzes, die Treppe hinaufstieg, fand ich . . . das Kämmerchen . . . leer. Ein angebissener Apfel lag auf dem Stuhl. Es gähnte eine unordentliche Verlassenheit mir entgegen.

Ich glaube, dies war die elendeste Nacht meiner Jungenzeit: eine Nacht voll von Zweifeln und Schreckgesichten. Die Nacht war sehr schlimm, ein früher Anhauch des Leids . . . aber der Morgen brachte das Schlimmere: Unrecht, Verrat und erste Enttäuschung.

Die Schulschule begann mit Verspätung. Ein unheilverkündendes Tuscheln lief hin und wider. Von Lothar war keine Spur. Mit heißem Kopf starrte ich nach der Tür . . . bis sie aufflog, geschleudert von einer zornigen Faust aufflog . . . und der alte Präzeptor in höchster Erregung hereintrat. Lothar folgte ihm auf dem Fuße.

Der Präzeptor ging geradeswegs auf mich zu. Aller Augen flogen ihm nach. Und so rasselten die Schläge des Gewitters herab: Es habe sich ergeben, so donnerte der Gewaltige, daß an Lothars unerhörtem Streiche niemand schuld sei als ich. Unwiderlegbar sei ich der Anstifter zu dem ruchlosen Fluchtplan gewesen . . . der Angst, die ich, der Verführer, geschickt genützt, sei Lothar erlegen. Und dies sei ausgemacht, denn Lothar, noch in der Nacht von tiefer Reue erfaßt, habe schon zu Hause alles erklärt, gestanden und mir zugehoben . . .

Der Präzeptor hielt eine lange, eindrucksvolle Rede. Er schien selbst von dem Ungeheuerlichen des Vorfalles erschüttert, und ganz gewiß würde gerade ich, der Schuldige, ein verspätetes und reuiges Mitleid empfunden haben . . . aber in diesen Augenblicken vernahm ich nichts als die Worte, die Lothar von mir rissen, die ihn, den Verräter, schützend umschmeichelten. Alle mußten ihm glauben, wie er den Hergang schilderte . . . und doch sprach er falsch . . . und log, log, log . . .

Da stand er in seinem Matrosenanzug neben dem Lehrer, mit hellen Augen und liebenswürdig-unschuldigem Lächeln. Er ging zu seinem Plaz . . . und ich fing einen kleinen, spöttischen Blick von ihm auf.

Vielleicht täuschte ich mich. Als am Ende der Stunde ein Tumult entstand, zornige Rufe ertönten, die Kameraden eifersüchtig aufgestachelt mich umdrängten, sah ich in ihrer Mitte Lothar, wie er, mit erhobenem Arm, auf mich zeigte.

„Hast du es getan?“ riefen einige drohend.

„Er hat . . .“ sagte Lothar. „Und man muß ihn bestrafen!“

Er betrachtete uns langsam und nach der Reihe. Ich sah seine Augen hell und groß auf mir.

„Man muß ihn bestrafen!“ sagte er.

Da glaubten wir's alle. Und Zeller, der Größte unter uns, hob die Faust . . . und die Sinne schwanden mir vor einer furchtbaren Ohrfeige.

Der dankbare Gast. Von Peter Fries.

Es war ein schöner Sommertag in der guten alten Zeit. Der Herr von Metternich regierte Österreich und, beinahe, die Welt. Wien war die Kaiserstadt, und ein behäbiges und

fleißiges Bürgertum sonnte sich an dem Glanz eines Hofes, der unwidersprochen der vornehmste und der ehrwürdigste

von Europa war. Es gab auch in diesen geruhigen Zeiten

schwere Tragödien, aber die Jahre deden sie mit wohlthätigen Schleiern, und wir blühten in schweremütiger

Trauer auf das Verlorene: einen Zustand

freundlicher Genügsamkeit mit einem bescheidenen Geschick und die wunderbare Begabung, den grauen Alltag mit lebenswürdiger Erfindung zu vergolden. Man sah beisammen, ganz ohne Feierlichkeit und ohne

den Willen zu etwas Besonderem, und auf einmal stieg aus einem simplen Bönischen oder einem dünnen Tee das Einzigartige auf: die heitere Freude am Dasein, es sei, wie es wolle! — Es war

ein schöner Sommertag des Jahres 1841 in Baden bei Wien. Da hatte der kunst-

verständige und gastfreie Arzt Dr. Karl Rollett ein Sommerhäuschen.

Viele von denen, die im geistigen und musikalischen Leben Wiens einen guten Namen hatten, gingen bei ihm ein und aus, und es war ein Vorzug für jedestrebende

Begabung, in diesen auserlesenen Kreis aufgenommen zu werden. Wann der Doktor des Sommers in Baden wohnte, hörte der rege Verkehr mit seinen Freunden nicht auf. Im Gegenteil, es bedeutete einen Reiz mehr, in



Der Künstler.



Die Hausfrau.

Scherenschnitte von Moritz von Schwind aus dem Wiener Gartenhäuschen des Dr. Karl Rollett.



Die Kindsmagd.

dem ländlichen Baden einen Nachmittag zu verleben. — Heute war mit andern auch Moritz von Schwind zu Gast. Er freute sich, einmal wieder im lieben heimischen Österreich zu sein. Hier fühlte er sich doch zu Hause. Er war von Karlsruhe gekommen, wo er große Fresken und Stilder in der Akademie und im Landtag malen sollte. Sehr gnädig vom Großherzog, aber das Rechte war Karlsruhe nicht für ihn, auch trotzdem er des junggesellenhaften Treibens nach seiner italienischen Reise bald in Wien, bald in München satt geworden war. Kuriose Vorstellungen hatte man im Badener Land von der persönlichen Freiheit eines Künstlers. Als er den Vertrag las, den er unterschreiben sollte, was stand darin? Er sollte „bis zur Beendigung der Arbeiten sich verpflichten, ledig zu bleiben“. Die Klausel war gestrichen worden. Mächtig hatte er dagegen aufbegehrt. Aber daß so etwas möglich war! Nein, in Baden bei Wien war's schöner als in Karlsruhe in Baden, und der Doktor Rollett hatte mehr Verständnis für die Freiheit und die Würde eines Künstlers als der Großherzog von Baden, obgleich der noch längst nicht der Schlechteste war. Und im Badner Ländle, ausgerechnet wo es ihm verboten werden sollte, fand der 38jährige Junggeselle auch die Frau; sie wurde die gute Fee für seine Kunst wie auf seinen Bildern.

Vielleicht kannte er sie schon, als er im Rollett'schen

Gartenhäuschen saß, und war deshalb so froh. Vielleicht aber freute er sich bloß des vertrauten Kreises, der heimischen Mundart. Es gab einen Ruhdorfer, der ausgezeichnet schmiedte und aus einem kühlen Keller stammte. Ach, das Leben war schön, und man sollte es festhalten oder doch feiern, und auch die, die nach uns kamen, sollten wissen, wie

vergnügt wir gewesen waren. Das Gartenhäuschen sollte unsterblich werden, genau so unsterblich wie die Karlsruher Akademie, und das ging ohne Fresken. Und Schwind begann in Packpapier Silhouetten auszuschnitten, die Hausfrau, die Kindsmagd, die Freunde des Hauses. Ob der Schulmeister verdrießlich war, daß er einen Zopf trug und eine lange Nase? Er



Der Herr Doktor.



Der Schulmeister.



Die Freundin.

Schwind'sche Scherenschnitte aus dem Wiener Gartenhäuschen des Dr. Karl Rollett.

wird kein Narr sein; er wird lachen und den Herrn von Schwind betrachten, wie er sich selbst als Polizist geschnitten hat mit Zweispitz und Pfeife, mit spikem Degen und dickem Bauch. — Die Bilder sind spannenlang, im ganzen vierundzwanzig, die in vier Gruppen zu sieben Geschichten erzählen. Ein Vierteljahrhundert haben sie als Fries das Gartenhäuschen geschmückt. Dann wurde ihre Unsterblichkeit bröcklig wie jede andere auch. Sie litten unter Wind und Wetter, bis sie ein Nachkomme des kunstfreundlichen Arztes in Sicherheit brachte und so dem dankbaren Gast erneuten Dank für seine kostbare Gabe abtattete.

Berufsberatung des Dahheim

Stellenangebote nach dem Ausland.

Auf Grund von Vereinbarungen sind in letzter Zeit zwischen Deutschland und anderen Ländern die durch den Bismarckswang errichteten Schranken fortgefallen. — Vielfach hat dies den Eindruck erweckt, als ob damit auch Erleichterungen der Einwanderungs- und Arbeitsbestimmungen in Kraft getreten wären. Mit Recht weist die „Evangelische Beratungsstelle für Auswanderer“ in Berlin darauf hin, daß auch jetzt noch diese Bestimmungen genau zu beachten sind. Außerdem muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß die neu geschaffenen Verhältnisse zahlreiche Stellenangebote zur Folge haben, die vielfach mit Schwindelabsichten verbunden sind. Genaue Prüfung solcher Angebote ist deshalb dringend erforderlich. Auch sind bei Abschluß eines jeden Arbeitskontraktes nach dem Ausland die verschiedensten Dinge zu berücksichtigen, so daß am besten rechtzeitig eine eingehende Prüfung durch die mit diesen Fragen vertrauten Beratungsstellen veranlaßt werden sollte. R. F. P.

„Ich werde Ingenieur!“

Wir leben im Zeitalter der Technik. Unsere Jungen lesen Max Eyth's Bücher, betrachten die glänzende Laufbahn manches erfolgreichen Ingenieurs und entscheiden sich hoffnungsfroh: „Auch ich will Ingenieur werden.“ Tatsächlich ist es vielen Ingenieuren gelungen, sich glänzende Stellen zu erobern. Aber neben diesen Glücklichen gibt es viele durchaus nicht ungeschicktere Männer, die lebenslang auf niederen Posten arbeiten und mit schweren Sorgen kämpfen müssen. Ein schwäbischer Ingenieur hat mal gesagt: „Zum Erfolg gehören bei einem Ingenieur drei Bißle: ein bißle Verstand, ein bißle Glück und ein bißle Geld, und wenn ein Bißle von diesen Dreien fehlt, geht es mit dem Ingenieur

nicht vorwärts.“ Das ist richtig. Geld ist nötig zur Ausbildung. Der Verstand gehört selbstverständlich dazu; ingenium heißt doch zu deutsch Verstand oder Geist. Und ein wenig Glück ist ja wohl zu allem notwendig.

Der Begriff Ingenieur ist gesellschaftlich und gesetzlich nicht ganz festgelegt. Im allgemeinen unterscheidet man den Ingenieur und den Techniker nach der Art ihrer Vorbildung auf den höheren Maschinenbauhörschulen (Technikum, technische Mittelschule) oder auf den niederen Maschinenbauhörschulen (Werksmeisterhörschulen). — Die technischen Hörschulen verleihen als akademische Grade die Titel Diplomingenieur und Doktoringenieur.

Die beste Schulvorbildung für den technischen Beruf gibt sicherlich der Besuch des Realgymnasiums. Für den Besuch einer Hochschule ist bekanntlich das Bestehen des Abiturientenexamens Bedingung. Das Studium an den technischen Hörschulen ist in einzelne Fakultäten zerlegt, die der Praxis angepaßt sind:

1. Hochbau (Architektur),
2. Bauingenieurwesen,
3. Maschineningenieurwesen einschl. Elektrotechnik,
4. Schiff- und Schiffsmaschinenbau,
5. Chemie- und Hüttenkunde,

dazu kommen allgemeine Wissenschaften, insbesondere Mathematik und Naturwissenschaften.

Die Studienzeit an der technischen Hochschule beträgt mindestens vier Jahre. Der Andrang ist groß, und die Einstellungsaussichten sind auch dadurch verschlechtert, daß zahlreiche abgebaute Kräfte auf dem Markt liegen und daß die Industrie noch auf Jahre hinaus Beamtenstellen wird einsparen müssen.

Auch die mittleren technischen Fachschulen weisen eine

starke Zunahme der Besucherzahlen auf. Die Schulen haben vielfach auf Jahre hinaus schon Anmeldungen.

Dasselbe gilt von den übrigen größeren und guten Anstalten, wie der Gewerbeakademie in Chemnitz, dem Technikum Mittweida und dem Polytechnikum in Cöthen. Die Ausbildungszeit dauert in Chemnitz sieben Halbjahre; das Reifezeugnis der Chemnitzer Anstalt berechtigt zum Besuch aller deutschen technischen Hochschulen als Vollstudent, also auch zur Ablegung des Diplomexamens und der Erlangung des Doktoringenieurtitels. Cöthen hat wie Chemnitz sieben Semester, Mittweida nur fünf Halbjahre Studiendauer.

Im allgemeinen wird man heute mit einem Anfangsgehalt von 100 bis 150 Mark zu rechnen haben. Leider herrscht jetzt eine bedauerliche Überschätzung der technischen Büro-tätigkeit. Viele junge Leute gehen lieber in das technische Büro als in den „schmutzigen“ Betrieb, obwohl die Zahlungsaussichten sehr zugunsten der Betriebslaufbahn sprechen. Es ist heute so, daß namentlich die mittleren Beamten, die von den industriellen Werken zum Aufbau größerer Anlagen ins Ausland geschickt werden können, geradezu mit Gold aufgewogen werden. Das ist ein Zeichen dafür, wie wenig geeignete Leute es auf diesem Gebiet gibt und nach welcher Richtung hin sich die besten Aussichten eröffnen.

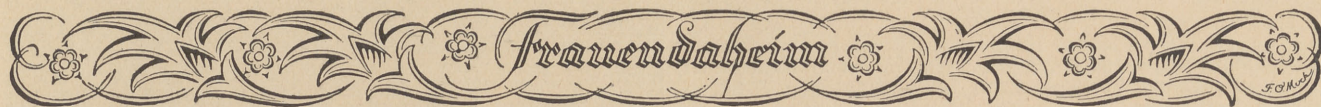
Die Ausbildungskosten sind zum Teil abhängig von den Lebensansprüchen des einzelnen. Die Ausgaben allein für Kollegebilder und Studienhilfsmittel betragen an den technischen Hochschulen etwa 200 bis 250 Mark im Semester.

An den preussischen staatlichen höheren Maschinenbau-schulen beträgt das Schulgeld zurzeit 80 Mark im Halbjahr,

wozu noch etwa 40 Mark für Bücher und dergleichen kommen. Der Unterricht dauert hier fünf Semester.

Der Ingenieurberuf hat den Vorteil des Selbsterarbeitens von unten herauf vor manchen anderen Berufen voraus. Die Praxis ist so vielseitig, daß prinzipiell jeder mit guter Vorbildung offene Wege findet. Wie auf den technischen Hochschulen das eine Fach hier, das andere dort eingehender gelehrt wird, so haben auch die mittleren Anstalten ihre Sonderfächer. Die Berufsberatungsstellen in den einzelnen Städten, die Bezirksvereine deutscher Ingenieure und die Schulen selbst geben darüber Auskunft. Vor allem sei auch auf den deutschen Ausschuß für technisches Schulwesen (Berlin, Ingenieurhaus, Dorotheenstr. 40) hingewiesen. Er hat mehrere Ratgeber für die Berufswahl herausgegeben. Wer sich dem Eisenhüttenwesen widmen will, findet wertvolle Hinweise in der vom Verein deutscher Eisenhüttenleute herausgegebenen „Gemeinschaftlichen Darstellung des Eisenhüttenwesens“ (Düsseldorf, Verlag Stahl Eisen). Ein ausgezeichnete Führer „Die Laufbahn des Ingenieurs“ von E. Freytag, ergänzt von Dipl.-Ing. A. Förster, ist bei der Verlagsbuchhandlung Dr. Jänecke, Leipzig, erschienen.

Keinesfalls darf der technische Beruf ohne innere Neigung ergriffen werden. Schon auf der allgemein bildenden Schule müssen in den entsprechenden Fächern Sonderleistungen sichtbar gewesen sein. Auch die körperliche Eignung ist zu prüfen, denn die meisten technischen Stellungen verlangen vollkommene Gesundheit, da die Anforderungen im Betrieb, auf der Reise, bei Nachtarbeiten usw. mitunter sehr hohe sind. Und mit der Erreichung jeder gehobenen Stellung wächst auch der Pflichtenkreis. E. S.



Was ich nicht haben kann, will ich nicht haben,
Was mir geschehen ist, will ich begraben!

Was mir noch blieb nach solchem Umschließen
Will ich mit fröhlicher Seele genießen. f. s.

Die Haftpflicht der Hausfrau gegenüber dem Personal.

Die meisten Hausfrauen sind sich nicht darüber klar, in wie weitgehender Weise sie ihren Hausangestellten gegenüber haftpflichtig sind. Man fühlt sich geborgen, weil Emma und Hedwig doch in Krankenkasse und Invaliden- oder Unfallversicherung sind und man kommt gar nicht auf den Gedanken, daß die Hausangestellten Handlungen vornehmen können, deren schädigende Wirkungen der Hausfrau die Pflicht auferlegen, den Schaden zu ersetzen. Darum seien an dieser Stelle einige Beispiele angeführt, Vorfälle, die täglich eintreten können.

Im Hause ist Besuch und der Hausangestellte wird gesagt, sie solle schnell irgendwoher für diesen oder jenen Betrag Kuchen und Aufschnitt besorgen. Die Anweisung wird genau befolgt, Minna rechnet später mit der Hausfrau ab, alles stimmt — nach sechs Wochen aber läuft eine Rechnung vom Feinkostgeschäft ein. Minna sagt, sie hat bezahlt, die Firma behauptet, sie lieferte auf Kredit. Also muß noch einmal gezahlt werden! — Wie kann man sich hier schützen? Man mache ein Mädchen nicht zur Vertreterin seines Willens, sondern benutze sie nur als Boten, d. h. man stelle ihr nicht die Wahl frei, in welchem Geschäft sie



Beistelltischchen in einem weißen RokokoSpeisezimmer

einkaufen will, sondern gebe den genauen Auftrag, wo und in welcher Form zu kaufen ist; im bekannten Geschäft wird ein Mädchen einen Betrug nicht wagen. Zur vollen Sicherheit kann man bei seinen ständigen Einkäufen ausdrücklich sagen, daß dem Personal auf Borg nichts zu verabfolgen ist. Hat man dies ausdrücklich betont, dann hat eine Hausfrau einen trotzdem geborgten und dann unterschlagenen Betrag nicht zu bezahlen, sie ist also gesichert. Oder: die Hausfrau weiß, daß das Ausschütteln von Tüchern aus den Straßenseiten verboten ist, untersagt aber dies dem Personal nicht. Das hierauf einlaufende Strafmandat muß bezahlt werden. Man kann hier nicht einwenden, daß man von dem Ausschütteln nichts gewußt hat. — Wenn Emma die Blumen auf dem Balkon begießt und das Wasser läuft der Bewohnerin ein Stockwerk tiefer auf die neue Seidenbluse und sie verlangt Ersatz des entstandenen Schadens, dann hilft es wiederum nichts, daß die Hausfrau „nicht mal im Hause war“, als Emma die Blumen goß; das Reinigen der Bluse oder das Geld für den Ankauf einer neuen Bluse muß entrichtet werden.

Das Recht macht uns nun einmal für diejenigen Handlungen verantwortlich, die Personen ausüben, die in unserem Auftrage tätig sind. Nur wenn der bewußte



Einfaches kleines Tischchen in hellem Schleiflack; die Platte ist mit Fliesen ausgelegt.

Emma ausdrücklich verboten war, jemals die Balkonblumen zu gießen, braucht die Hausfrau für entstandenen Schaden nicht aufzukommen.

Auch den Hausangestellten selbst gegenüber hat die Hausfrau rechtliche Verpflichtungen, die große Opfer erfordern können. Zum Beispiel: An einer in einem Wäschestück ver-gessenen Nadel zieht sich die Hausangestellte beim Waschen eine Verletzung am Auge zu. Die Berufstätigkeit ist gemindert, den Schaden hat die Dienstherrschaft zu erlegen. Oder: die Hausfrau läßt ein Fenster putzen, dessen Rahmen sich gelockert hat, sie sagt zwar zu der Hausangestellten: „Wassen Sie etwas auf“, aber der morsche Rahmen bricht und das Mädchen erleidet durch den Fall Verletzungen ernster Natur. Auch hier muß für den entstandenen Schaden eingetreten werden. Anders liegt der Fall, wenn ein Küchenmädchen sich mit dem scharfen Aufschneidemesser eine Wunde zuzieht. Selbst wenn als Folge hiervon eine Arbeitsbehinderung durch einen steifen Finger eintreten sollte, ist die Herrschaft zu keiner Leistung heranzuziehen, denn im Rahmen der üblichen Tätigkeit ist der Unfall erfolgt. Anders würde es liegen, wenn eine Hausfrau z. B. ihr sech-zehnjähriges Stuben-mädchen beauftragt, Brennholz mit einem derartigen Messer zu zerkleinern, hier würde die Schadenersatzpflicht für sie eintreten.

Unsere Hausfrauen soll-ten also nicht vergessen, daß sie ihrem Personal gegenüber dann Schaden-ersatzpflichtig werden, wenn die Dienstleistung Gefahren für die Angestellte mit sich bringt. Wer verlangt, daß eine Hausangestellte im Winter in eiskaltem Wasser längere Zeit Wäsche spülen soll, muß damit rechnen, daß er für erfrorene Hände zum Schadenersatz herangezogen wird. Läßt man einen Wäscheimer in Gebrauch, dessen Ränder scharf und verrostet sind, so daß hier-durch die Gefahr des Schneidens und einer Blutvergiftung gegeben sind, dann ist ebenfalls eine schuldhaftige Handlung der Hausfrau zu erblicken. Eine Hausfrau kann im Zahlungsfalle nicht darauf verwei-sen, daß sie selbst vermögenslos und ohne Einnahmen ist. Sie verpflichtet durch ihre Handlungen ihren Gatten, der für sie die Zahlungen zu leisten hat.

G. Bueß.

Der kleine, niedrige Tisch.

Das Biedermeier „entdeckte“ den großen, runden Tisch mit dem behaglichen Sofa dahinter; auch wir haben den runden Tisch wieder schätzen gelernt, nachdem er lange Zeit aus unseren Wohnzimmern verschwunden und an seine Stelle der rechteckige getreten war. Aber wir haben unserer neuen „alten Liebe“ in jüngster Zeit noch einen Genossen beige-fellt: das ist der kleine, niedrige Tisch. Diese Mode begann mit den Rauchtischen für das Herrenzimmer, die man schon vor



Drehbarer Tisch für Bücher und Zeitschriften, neben das Ruhebett zu stellen.

dem Kriege hier und da in Deutschland auftauchen sah. Meistens von einer schweren, reich zielierten Platte bedeckt, leiteten sie ihren Ursprung aus der Türkei her.

Inzwischen aber haben sich die Frauen des kleinen, niedrigen Tisches bemächtigt und pflegen seiner in jeglicher Gestalt. Es ist das ideale Beisestischchen, der stumme Diener der Hausfrau, wenn der Speisetisch die Fülle der Schüsseln und Geräte nicht mehr zu fassen vermag. Er steht, mit Zeit-schriften und Büchern bedeckt, neben dem Ruhebett. Er kann

Krankentisch, Nähtisch oder Teetisch sein. Er gehört unter die Stehlampe, vor den Kamin oder in die gemütliche Ecke und ist von dem tiefen Klubsessel unzertrennlich. Die Vorliebe für niedrige Sitzmöbel, in denen man ja auch tat-sächlich besser ausruht, be-dingt die häufig Verwen-dung niedriger Tische. Wer-den Gäste erwartet, so wird sich die Dame des Hauses besonders gern ihrer er-innern. Unaufdringlich und doch in bequemer Reichweite läßt sich hier das kleine Zubehör einer Gasterei anordnen: das Rauchzeug, die Ziföre oder das Mokkaservice, die Kek-sdose, Räschereien und Obst. Ist er mit Racheln aus-gelegt, was reizend wirken kann, so eignet er sich wohl auch als Blumentisch oder als Zufluchtsstätte für



Eleganter Teetisch für das Damenzimmer. Mattblauer Schleiflack mit Silber abgesetzt. Sämtliche Tische und Dekorationen: Friedmann & Weber, Berlin. Aufnahmen: Cläre Sonderhoff, Berlin.

unsere stacheligen Lieblinge, die Kaktien. Manchmal ist der Tisch auch mit Glas belegt; dann gehört ein Stück der Zimmer-tapete darunter oder eine schwere, farbig gemusterte Seide.

Der kleine, niedrige Tisch war bei der Einrichtung des Zimmers nicht vorgesehen. Er gehört zu jenen Einzeilmöbeln, die man später dem Rahmen einfügt, aus dem sie aber mit

feder Eigennote ruhig etwas herausfallen dürfen. Es wäre geradezu langweilig, sie nun im gleichen Holz und gleichem Farbton zu wählen, wie die übrigen Möbel des Raumes. Obgleich der Stil im großen und ganzen natürlich gewahrt bleiben muß. Ein zierlicher Rokotisch paßt nicht in eine schwere, dunkle Herrenzimmer Einrichtung (wobei dahingestellt bleiben mag, inwieweit heute sowohl Rokotomöbel — außer raffeechten — wie auch schwere, dunkle Zimmer überhaupt noch Existenzberechtigung haben). — Hübsch ist es, wenn der kleine Tisch mit frohem Farbenspleck das Einerlei unterbricht. Er mag den Ton der Tapete wiederholen oder den der Möbelbezüge. Das Kunsthandwerk schuf aus diesem Grunde sehr viele niedrige Tische in Japan-Schleiflack.

Zum Stil des kleinen, niedrigen Tisches gehört es, daß er niemals „gedeckt“ wird und deshalb auch keine Decke trägt. Was man auch auf ihn stellen mag, stets wirkt die Anordnung ein wenig improvisiert, zwanglos, den Bedürfnissen der Stunde und der Gelegenheit entsprechend. G. R. S.

Die ersten Strohüte.

Pünktlich wie die ersten Märzveilchen stellen sich in jedem Lenze die ersten Strohüte ein, freudig begrüßt von den Frauen, die inzwischen alle ein wenig filzhutmüde geworden sind. (Trotzdem wir den Filz natürlich niemals wieder aus unserem Garderobenbestand gestrichen sehen möchten!) Er hat uns sehr verwöhnt, der Filzhut; er ist so unendlich weich und schmiegsam. Das gleiche verlangen wir nun auch vom Strohut und in Erkenntnis dessen beschert uns die Mode eine Fülle von weichen, biegsamen, federleichten Strohgeflechten, die alle darauf warten, von geübten Händen zu reizenden kleinen Frühjahrshütchen umgeformt zu werden. Voran die exotischen Strohharten — Indien ist ihre Heimat —, sehr elegant, aber auch sehr teuer. Immerhin kann so ein Hut mehrere Lenze überdauern und immer wieder „auf neu“ gearbeitet werden. Wer aber die Abwechslung liebt, wird ein billigeres Material wählen, das uns Japan oder Italien liefert, wer volkswirtschaftlich-national zu denken gelernt hat, wird zu einem Hut aus deutschem Stroh greifen. Das Industriezentrum Barmen bringt uns eine Riesenauswahl bunter Strohborsten, sogenannte „Barmer Borsten“. Sie werden mit einfarbigen Bändern zusammen verarbeitet.

Über nicht nur Stroh mit Band, sondern auch Stroh mit Seide und Stroh mit Filz sind beliebte Verbindungen. Es ist, als wollte man uns den Übergang vom Filz zum Strohut noch schmackhafter machen. — Randlose Kappen, barett-

artige Formen und kleine Glocken beherrschen nach wie vor das modische Bild. Die Ränder der kleinen Glocken sind phantasiavoll geformt; sie laden seitlich weit aus, rollen sich am Hinterkopf ganz in sich zusammen, sind hier kühn aufgeschlagen, um auf der entgegengesetzten Seite tief das Gesicht zu beschatten; eine Krempe von regelmäßiger Breite sieht man selten. — Den kleinen, so ungeheuer kleidsamen Augenschleier wird man auch im Frühling vielfach an den Nachmittagschützen sehen, besonders an schwarzen Hüten, die ja immer etwas „angezogener“ wirken.

Als Modifarben für den Frühjahrshut gelten Beige, Haselnußbraun, Korkbraun, Schokoladenbraun, Stahlblau und Burgunderrot. In lebhaftem Wettbewerb damit stehen die ganz bunten Bortenhütchen, in deren Geflecht manchmal sechserlei verschiedene Farbtöne enthalten sind. Schwarze Hüte werden gern glänzend hergerichtet, also gelackt oder glazeriert, um auch ihnen eine lebhaftere, frühlingsmäßige Note zu verleihen. Delta.

Die Kinderstube im Geflügelhof.

So wie die Kinderstube im Menschenleben eine wichtige Rolle spielt, von der richtigen Pflege im Kindesalter das Wohl und Wehe des Menschen abhängt, so ist es auch im Geflügelhofe der Fall. In den ersten Wochen übernimmt die Abwartung und Pflege der Küken die meist sehr sorgsame Glucke. Nach einiger Zeit aber schwindet dies Interesse und die unbeholfenen Tierchen sind sich selbst überlassen. Dies ist der Zeitpunkt, wo die Menschenhand eingreifen muß, um die Küken vor Gefahren zu schützen. Die Glucke fehlt, die den Tierchen allerlei Lederbissen in Gestalt von grünen Blättern, Grashalmen und Wärmern von früh bis spät suchte und ihnen uneigennützig überließ. Die Nahrung der Küken muß also dies Fehlende soviel als möglich zu ersetzen suchen. Außer gekochten, zerkleinerten Kartoffeln, Reis, Haferflocken, kleinen Brostüchchen füttere man kleingeschnittene Fleisch-

abfälle, zerdrückte Eierschalen, gemahlene Knochen und vergesse auch nicht das der Gesundheit so dienliche Grünfutter mindestens zweimal täglich zu reichen. Sehr gern gefressen wird kleingeschnittener Salat, Gras oder gewiegte Brennefeln, während die dem Menschenmagen so bekömmliche Petersilie für die Küken nicht empfehlenswert ist. Auch Obstabfälle werden gern verzehrt, nur achte man sorgsam darauf, daß die Pflaumen- oder Kirschkerne nicht mit verfüttert werden, die schlimmsten Folgen würden nach dieser selbst für einen Hühnermagen unverdaulichen Nahrung eintreten. Empfehlenswert ist es, die gekochten Kartoffeln



Oben:
Frühjahrshut
aus sandfarbenem
Bangotiroh mit
brauner Seidenband-
garnitur. Modell: Gelsch.
Gutmann. Aufnahme:
Beder & Maas, Berlin.



Kleine Glocke aus neuartigem schwarzen Laßstroh mit bunten
Laßblüten. Modell: Alice Wicht, Berlin.
Aufnahme: Claire Sonderhoff.



Mittelgroßer Nachmittagshut aus haselnußfarbenem Batustroh
mit Filz verarbeitet. Kotarde aus Lederblüten in mehreren ab-
getönten Pastellfarben. Modell: Alice Wicht.
Aufnahme: Claire Sonderhoff.

Reis, Haferflocken usw. in lauwarmen Zustande zu verfüttern, denn auch Hühner lieben ein warmes Frühstück nach der langen Fastenzeit der Nacht. Es ist nicht notwendig, daß junge und ausgewachsene Hühner unbedingt Körnerfutter zur Ernährung haben müssen, um kräftig und leistungsfähig zu werden. Die Abfälle, die von des Herrn Tisch fallen, im Verein mit den vorher bezeichneten Nahrungsmitteln genügen vollständig.

Zur sachgemäßen Pflege gehört außer gutem, reichlichem Futter und reinem Trinkwasser auch eine stete Beobachtung der Küken, so daß sie nicht Kaze, Hund, Raubvogel oder Miesel zum Opfer fallen. Auch vor heftiger Durchnässung beim Gewitterregen sind sie zu hüten und rechtzeitig in den sicheren Stall zu treiben. Jede Sorgfalt und Mühe belohnt sich — auch die für die heranwachsende Rükenschar auf dem Geflügelhofe.

Martha Böttcher v. Hülßen.

Praktische Winke.

Das Geld im Handschuh. Wir führen zur Aufbewahrung von Geld und anderen notwendigen Gebrauchsgegenständen meistens eine Handtasche mit uns. Oft aber ist es unbequem, die Tasche zur Hand zu nehmen, namentlich dann, wenn man Kleingeld rasch hervorholen oder fortsetzen will. Gewöhnlich wird dann das Geld rasch in den Handschuh geschoben. Dabei berührt es die innere Fläche der Hand, was unangenehm und unhygienisch ist. Um diesem Uebelstande abzuwehren, nähte ich mir in die innere Fläche des umgedrehten linken Handschuhs ein Stückchen Stoff als Täschchen und verließ es mit einer Klappe. Durch das Hineinschieben der Klappe wird das Täschchen leicht geschlossen und das Herausfallen des Geldes verhindert. Diese einfache Unterbringungsart hat sich im Straßenbahnverkehr, auf der Eisenbahn usw. als sicher und praktisch erwiesen.

Frau M. Schneider.

Wie halte ich Ordnung in meinem Flickkasten? Wenn man selbst schneidert, sammeln sich in kurzer Zeit viele Flicken, Bänder, Stückerlein, Knöpfe usw. an. Um das Ordnunghalten zu erleichtern, schneidet man sich aus harter Pappe oder aus Laubhageholz Streifen, die fast so hoch sind, wie der Kasten, in dem die Reste aufbewahrt werden. Mit diesen Streifen füllt man den Kasten in beliebige viele Fächer teilen, in die man die Sachen nach Stoffart, Farbe, oder wie sie sonst am besten getrennt werden, hineinlegt. Für die Aufbewahrung von Knöpfen sind Blechbüchsen mit Deckeln (Zigarettenbüchsen) zu empfehlen. Findet man dann nicht gleich das Gesuchte, so braucht man nicht in dem Kasten herumzuwühlen; das ermöglicht ein schnelles Finden und ein leichteres Ordnunghalten.

Martha S.

Wie erhält man Bettlaken möglichst lange gebrauchsfähig? Es ist allgemein Sitte, daß ein Bettuch gestürzt wird, wenn es schlecht wird, d. h. es wird längs in der Mitte durchgeschnitten, die äußeren Ränder zusammengeheftet und die Mitte nach außen gekläumt. In meiner Erfahrung hat sich dies jedoch nicht bewährt, denn der neue äußere Rand ist müde und zerfällt leicht beim Einstecken des Bettes unter die Matratze. Ich habe nun mit gutem Erfolg folgendes Verfahren ausprobiert: Man lasse das Bettuch nicht zu dünn werden, namentlich darf es noch keine Löcher haben. Dann schneidet man es längs durch, aber nicht in der Mitte, sondern vielleicht $\frac{1}{2}$ zu $\frac{1}{2}$ oder $\frac{2}{3}$ zu $\frac{1}{3}$ der Breite, je nach der Breite der Betten. Dann näht man die Außenränder zusammen und säumt die neuen Längsseiten. Man erreicht dadurch folgendes: Man liegt nicht auf der Naht; die müden Stellen

kommen an den Rand der Matratze, da, wo sie am wenigsten beansprucht werden; die Teile, die unter die Matratze geschlagen werden, sind aus festem Stoff und halten.

Martha S.

Das mühevollste Verstecken jedes einzelnen Fadens beim Nähen, das gute Arbeit voraussetzt, kann man sich auf folgende Weise etwas mühseliger gestalten: Man fädelt eine Nähnaedel mit einem 15–20 cm langen Faden, der am besten andersfarbig ist als die zu verheftenden Fäden. Der Faden muß doppelt durch das Nadelöhr laufen und an der einen Seite eine Schlinge bilden. Man sticht die so hergerichtete Naedel neben dem zu verheftenden Faden in den Stoff, legt das Fadenende in die Schlinge und zieht die Naedel mit der Fadenlänge und dem Fadenende durch den Stoff. Man kann so auch gleichzeitig mehrere Fäden verstecken.

H. St. R.

Beim Einkauf von Herrenhemden ist es, sobald es sich um gemusterte oder farbige handelt, vorteilhaft, stets zwei gleiche Hemden zu kaufen. Ärmelstulpen, Baisenteile und die Stellen, wo der Hosenknopf aufliegt, werden schabhaft, wenn das Hemd sonst noch gut ist. Bessert man nun das eine Hemd mit dem anderen aus, so hat man noch für längere Zeit ein gutes Hemd, das nicht geflickt wirkt, weil es mit dem passenden Stoffe ausgebeßert worden ist.

Gertha St.

Bei der Hausschneiderei ist es praktisch, wenn man kleinere Stücke, die durchzutopieren sind, nicht mit dem Rädchen kopiert, wozu man stets erst eine Unterlage braucht, sondern indem man den Faden der Nähmaschine aus der Naedel zieht und nun die Konturen nachnäht. In den meisten Fällen fällt das Übertragen auf diese Art sorgfältiger aus; man kann so auch mehrere Stoffteile kopieren. Ist das Kopierte später nicht zu sehen, so kann man es auch statt mit dem Rädchen mit zwischengelegtem Pauspapier ausführen.

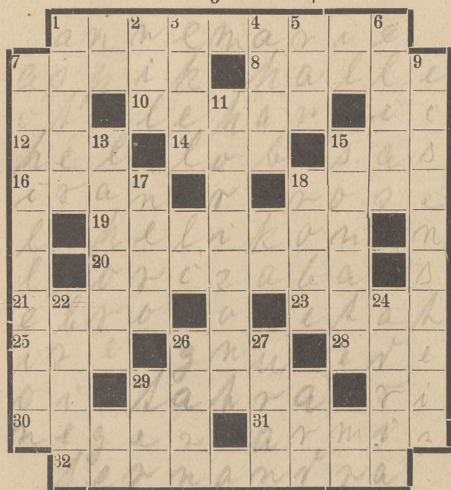
H. St. R.

Waschen und Spannen der modernen Filet-Strickdecken. Vor dem Waschen, solange die Decken noch Form haben, zieht man auf einem Brett oder einem Bogen steifen Papiers passende Kreise für die verschiedenen Größen. Nun sticht man sämtliche Decken in einen nicht zu kleinen weißen Beutel und bindet diesen fest zu. So kann bei der Wäsche keines verloren gehen. Nach dem Waschen und Stärken hängt man die Decken, mittels rohrförmiger Stednadeln oder Weßlingnägeln, auf die vorgezeichneten Kreise zum Trocknen. Auf diese Weise bereitet das Auffrischen der Strickdecken nicht Ärger, sondern Vergnügen.

Anne L.

Zum Nachdenken

1. Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Mädchenname, 7. kalte Speise, 8. Stadt an der Saale, 10. Operettenkomponist, 12. altnordische Göttin, 14. Anerkennung, 16. Hochland in Äthen, 18. Blume, 19. Sitz der Musen, 20. Berg und Stadt in Mexiko, 21. Fluß in Spanien, 23. Aufstellung der Einnahmen und Ausgaben, 25. Bewohner einer europäischen Insel, 26. Hufstier, 28. Abkürzung eines männlichen Vor-

namens, 29. europäisches Gebirge, 30. Menschenrasse, 31. deutscher Held, 32. Filmgröße. — **Senkrecht:** 1. Gartenblume, 2. Fluß in Afrika, 3. Gefühl des Abhebens, 4. biblischer König, 5. selten, 6. biblischer Prophet, 7. Schloß auf Korfu, 9. Lustort im böhmischen Wald, 11. astronomischer Begriff, 13. Stadt in Indien, 15. Musikstück, 17. römischer Kaiser, 18. Kleid, 22. Form für schriftliche Mitteilung, 24. Teil des Mittelmeeres, 26. Gelpinst, 27. Metall.

2. Homonym.

Ich bin ein Wort von höchstem Wert,
Um meine Gunst buhlt jeder:
Der Landmann, feilscht er
um ein Pferd,

Der Schuster, kauft er Leder,
Ja jeder Schütz' und Kanonier
Fühlt um mich heißes Bangen,
Beim Lottospiele bin ich dir
Gewiß schon oft — entgangen.
Sobald mein Haupt du hinten an
Das Bein mir hast gebunden,
Dies rückwärts mich, du hast alsdann
Die Lösung rasch gefunden.

3. Vergänglichkeit.

Die zu ersehenden Wörter ergeben eine Mahnung aus der „Braut von Messina“.
Es ist bekannt, — irdisch Gut —, kann sich davon nicht trennen,
Und wer's verliert, — klagt und tut, Als — er Schlimmstes erkennen.
Wie töricht! Was in Gier und Hast
Wir hier zusammenfassen,
— wir, denn ohn' den Braut
Wird man uns einst verscharren.

R. R.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 23.

1. Rätselsprung:
Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerz stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Traudigung hilfst.
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede
Komm, ach komm in meine Brust.
Goethe.

— 2. Silbenrätsel: Dora, Estrich, Rose, Milton, Ernani, Hegebruch, Spinett, Chateaubriand, Maggi, Imme, Trapez, Dahlie, Erbsen, Marat, Winfried, Isolani, Rebe, Senan, Eugen, Benares, Ehrgeiz, Nassan, Iris, Sorma, Cannenbaum, Diadem, Alse, Etou, Doreb, Anter, Abangt, Pinguin, Cannenberg, Statut. — „Der Mensch, mit dem wir leben, ist die Hauptache, nicht die Zeit, die uns zusammenbringt.“